Der Salon

von

H. Heine.

Zweiter Band.

Zweite Auflage.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1852.

Druck von Pentt & von Lehren.

Vorrede zur erſten Auflage.

Ich muß den deutſchen Leſer darauf beſonders aufmerkſam machen, daß dieſe Blätter urſprünglich für eine franzöſiſche Zeitſchrift, die Revue des deux mondes, und zu einem beſtimmten Zeitzweck abgefaßt worden. Sie gehören nämlich zu einer Ueberſchau deutſcher Geiſtesvorgänge, wovon ich bereits früher dem franzöſiſchen Publikum einige Theile vorgelegt, und die auch in deutſcher Sprache als Beiträge „zur Geſchichte der neueren ſchönen Literatur in Deutſchland“ erſchienen ſind. Die Anforderungen der periodiſchen Preſſe, Uebelſtände in der Oekonomie derſelben, Mangel an wiſſenſchaftlichen Hülfsmitteln, franzöſiſche Unzulänglichkeiten, ein neulich in Deutſchland

promulgirtes Geſetz über ausländiſche Drucke, welches nur auf mich ſeine Anwendung fand und dergleichen Hemmungen mehr, erlaubten mir nicht, die verſchiedenen Theile jener Ueberſchau in chronologiſcher Reihenfolge und unter einem Geſammttitel mitzutheilen. Das gegenwärtige Buch, trotz ſeiner inneren Einheit und ſeiner äußerlichen Geſchloſſenheit, iſt alſo nur das Fragment eines größeren Ganzen.

Ich grüße die Heimath mit dem freundlichſten Gruße. —

Geſchrieben zu Paris,
im Monat December 1834.

Heinrich Heine.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Als die erste Auflage dieses Buches die Presse verließ, und ich ein Exemplar desselben zur Hand nahm, erschrack ich nicht wenig ob den Verstümmelungen, deren Spur sich überall kund gab. Hier fehlte ein Beiwort, dort ein Zwischensatz, ganze Stellen waren ausgelassen, ohne Rücksicht auf die Uebergänge, so daß nicht blos der Sinn, sondern manchmal die Gesinnung selbst verschwand. Vielmehr die Furcht Cäsar's, als die Furcht Gottes, leitete die Hand bei diesen Verstümmelungen, und während sie alles politisch Verfängliche ängstlich ausmerzte, verschonte sie selbst das Bedenklichste, das auf Religion Bezug

hatte. So ging die eigentliche Tendenz dieſes Buches, welche eine patriotiſch-demokratiſche war, verloren, und unheimlich ſtarrte mir daraus ein ganz fremder Geiſt entgegen, welcher an ſcholaſtiſch-theologiſche Klopffechtereien erinnert, und meinem humaniſtiſch-toleranten Naturell tief zuwider iſt.

Ich ſchmeichelte mir anfangs mit der Hoffnung, daß ich bei einem zweiten Abdruck die Lacunen dieſes Buches wieder ausfüllen könne; doch keine Reſtauration der Art iſt jetzt möglich, da bei dem großen Brand zu Hamburg das Original-Manuſcript im Hauſe meines Verlegers verloren gegangen. Mein Gedächtniß iſt zu ſchwach, als daß ich aus der Erinnerung nachhelfen könnte, und außerdem dürfte eine genaue Durchſicht des Buches mir wegen des Zuſtandes meiner Augen nicht erlaubt ſein. Ich begnüge mich damit, daß ich nach der franzöſiſchen Verſion, welche früher als die deutſche gedruckt worden, einige der größern ausgelaſſenen Stellen

aus dem Franzöſiſchen zurücküberſetze und intercalire. Eine dieſer Stellen, welche in unzähligen franzöſiſchen Blättern abgedruckt, discutirt und auch in der vorjährigen franzöſiſchen Deputirtenkammer von einem der größten Staatsmänner der Franzoſen, dem Grafen Molé, beſprochen worden, iſt am Ende dieſer neuen Ausgabe befindlich und mag zeigen, welche Bewandtniß es hat mit der Verkleinerung und Herabſetzung Deutſchlands, deren ich mich, wie gewiſſe ehrliche Leute verſicherten, dem Auslande gegenüber ſchuldig gemacht haben ſoll. Aeußerte ich mich in meinem Unmuth über das alte, offizielle Deutſchland, das verſchimmelte Philiſterland, — das aber keinen Goliath, keinen einzigen großen Mann hervorgebracht hat, — ſo wußte man das was ich ſagte, ſo darzuſtellen, als ſei hier die Rede von dem wirklichen Deutſchland, dem großen, geheimnißvollen, ſo zu ſagen anonymen Deutſchland des deutſchen Volkes, des ſchlafenden Souverainen, mit deſſen Szepter und Krone die Meerkatzen ſpielen. Solche Inſinuation ward den ehrlichen

Leuten noch dadurch erleichtert, daß jede Kundgabe meiner wahren Geſinnung mir während einer langen Periode ſchier unmöglich war, beſonders zur Zeit als die Bundestagsdecrete gegen das „junge Deutſchland" erſchienen, welche hauptſächlich gegen mich gerichtet waren und mich in eine exceptionell gebundene Lage brachten, die unerhört in den Annalen der Preßknechtſchaft. Als ich ſpäterhin den Maulkorb etwas lüften konnte, blieben doch die Gedanken noch geknebelt.

Das vorliegende Buch iſt Fragment, und ſoll auch Fragment bleiben. Ehrlich geſtanden, es wäre mir lieb, wenn ich das Buch ganz ungedruckt laſſen könnte. Es haben ſich nämlich ſeit dem Erſcheinen deſſelben meine Anſichten über manche Dinge, beſonders über göttliche Dinge, bedenklich geändert, und manches, was ich behauptete, widerſpricht jetzt meiner beſſern Ueberzeugung. Aber der Pfeil gehört nicht mehr dem Schützen, ſobald er von der Sehne des Bogens fortfliegt, und das Wort gehört

nicht mehr dem Sprecher, ſobald es ſeiner Lippe entſprungen und gar durch die Preſſe vervielfältigt worden. Außerdem würden fremde Befugniſſe mir mit zwingendem Einſpruch entgegentreten, wenn ich dieſes Buch ungedruckt ließe und meinen Geſammtwerken entzöge. Ich könnte zwar, wie manche Schriftſteller in ſolchen Fällen thun, zu einer Milderung der Ausdrücke, zu Verhüllungen durch Phraſe meine Zuflucht nehmen; aber ich haſſe im Grund meiner Seele die zweideutigen Worte, die heuchleriſchen Blumen, die feigen Feigenblätter. Einem ehrlichen Manne bleibt aber unter allen Umſtänden das unveräußerliche Recht, ſeinen Irrthum offen zu geſtehen, und ich will es ohne Scheu hier ausüben. Ich bekenne daher unumwunden, daß alles, was in dieſem Buche namentlich auf die große Gottesfrage Bezug hat, ebenſo falſch wie unbeſonnen iſt. Ebenſo unbeſonnen wie falſch iſt die Behauptung, die ich der Schule nachſprach, daß der Deismus in der Theorie zu Grunde gerichtet ſey und ſich nur noch in der Er-

ſcheinungswelt kümmerlich hinfriſte. Nein, es iſt nicht wahr, daß die Vernunftkritik, welche die Beweisthümer für das Daſein Gottes, wie wir dieſelben ſeit Anſelm von Canterbury kennen, zernichtet hat, auch dem Daſein Gottes ſelber ein Ende gemacht habe. Der Deismus lebt, lebt ſein lebendigſtes Leben, er iſt nicht todt, und am allerwenigſten hat ihn die neueſte deutſche Philoſophie getödtet. Dieſe ſpinnwebige Berliner Dialektik kann keinen Hund aus dem Ofenloch locken, ſie kann keine Katze tödten, wie viel weniger einen Gott. Ich habe es am eignen Leibe erprobt, wie wenig gefährlich ihr Umbringen iſt; ſie bringt immer um, und die Leute bleiben dabei am Leben. Der Thürhüter der Hegel'ſchen Schule, der grimme Ruge, behauptete einſt ſteif und feſt, oder vielmehr feſt und ſteif, daß er mich mit ſeinem Portierſtock in den Halliſchen Jahrbüchern todt geſchlagen habe, und doch zur ſelben Zeit ging ich umher auf den Boulevards von Paris, friſch und geſund und unſterblicher als je. Der arme, brave Ruge! er ſelber konnte

ſich ſpäter nicht des ehrlichſten Lachens enthalten, als ich ihm hier in Paris das Geſtändniß machte, daß ich die fürchterlichen Todtſchlagblätter, die Halliſchen Jahrbücher, nie zu Geſicht bekommen hatte, und ſowohl meine vollen rothen Backen, als auch der gute Appetit, womit ich Auſtern ſchluckte, überzeugten ihn, wie wenig mir der Name einer Leiche gebührte. In der That, ich war damals noch geſund und feiſt, ich ſtand im Zenith meines Fettes, und war ſo übermüthig wie der König Nebucadnezar vor ſeinem Sturze.

Ach! einige Jahre ſpäter iſt eine leibliche und geiſtige Veränderung eingetreten. Wie oft ſeitdem denke ich an die Geſchichte dieſes babyloniſchen Königs, der ſich ſelbſt für den lieben Gott hielt, aber von der Höhe ſeines Dünkels erbärmlich herabſtürzte, wie ein Thier am Boden kroch und Gras aß — (es wird wohl Salat geweſen ſein). In dem prachtvoll grandioſen Buch Daniel ſteht dieſe Legende, die ich nicht blos dem guten Auge, ſondern auch meinem noch

viel verſtocktern Freunde Marx, ja auch den Herren Feuerbach, Daumer, Bruno Bauer, Hengſtenberg und wie ſie ſonſt heißen mögen, dieſe gottloſen Selbſtgötter, zur erbaulichen Beherzigung empfehle. Es ſtehen überhaupt noch viel ſchöne und merkwürdige Erzählungen in der Bibel, die ihrer Beachtung werth wären, z. B. gleich im Anfang die Geſchichte von dem verbotenen Baume im Paradieſe und von der Schlange, der kleinen Privatdocentin, die ſchon ſechstauſend Jahre vor Hegel's Geburt die ganze Hegel'ſche Philoſophie vortrug. Dieſer Blaustrumpf ohne Füße zeigt ſehr ſcharfſinnig, wie das Abſolute in der Identität von Sein und Wiſſen beſteht, wie der Menſch zum Gotte werde durch die Erkenntniß, oder was daſſelbe iſt, wie Gott im Menſchen zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt gelange. — Dieſe Formel iſt nicht ſo klar wie die urſprünglichen Worte: wenn ihr vom Baume der Erkenntniß genoſſen, werdet ihr wie Gott ſein! Frau Eva verſtand von der ganzen Demonſtration nur das Eine, daß die Frucht

verboten ſei, und weil ſie verboten, aß ſie davon, die gute Frau. Aber kaum hatte ſie von dem lockenden Apfel gegeſſen, ſo verlor ſie ihre Unſchuld, ihre naive Unmittelbarkeit, ſie fand, daß ſie viel zu nackend ſey für eine Perſon von ihrem Stande, die Stammmutter ſo vieler künftigen Kaiſer und Könige, und ſie verlangte ein Kleid. Freilich nur ein Kleid von Feigenblättern, weil damals noch keine Lyoner Seidenfabrikanten geboren waren, und weil es auch im Paradieſe noch keine Putzmacherinnen und Modehändlerinnen gab — o Paradies! Sonderbar, ſo wie das Weib zum denkenden Selbſtbewußtſein kommt, iſt ihr erſter Gedanke ein neues Kleid! Auch dieſe bibliſche Geſchichte, zumal die Rede der Schlange, kommt mir nicht aus dem Sinn, und ich möchte ſie als Motto dieſem Buche voranſetzen, in derſelben Weiſe, wie man oft vor fürſtlichen Gärten eine Tafel ſieht mit der warnenden Aufſchrift: Hier liegen Fußangeln und Selbſtſchüſſe.

XVI

Ich habe mich bereits in meinem jüngſten Buche, im Romanzero, über die Umwandlung ausgeſprochen, welche in Bezug auf göttliche Dinge in meinem Geiſte ſtattgefunden. Es ſind ſeitdem mit chriſtlicher Zudringlichkeit ſehr viele Anfragen an mich ergangen, auf welchem Wege die beſſere Erleuchtung über mich gekommen. Fromme Seelen ſcheinen darnach zu lechzen, daß ich ihnen irgend ein Mirakel aufbinde, und ſie möchten gerne wiſſen, ob ich nicht wie Saulus ein Licht erblickte auf dem Wege nach Damascus, oder ob ich nicht wie Barlam, der Sohn Boers, einen ſtätigen Eſel geritten, der plötzlich den Mund aufthat und zu ſprechen begann wie ein Menſch? Nein, ihr gläubigen Gemüther, ich reiſte niemals nach Damascus, ich weiß nichts von Damascus, als daß jüngſt die dortigen Juden beſchuldigt worden, ſie fräßen alte Kapuziner, und der Name der Stadt wäre mir vielleicht ganz unbekannt, hätte ich nicht das Hohe Lied geleſen, wo der König Salomo die

Naſe ſeiner Geliebten mit einem Thurm ver=gleicht, der gen Damascus ſchaut. Auch ſah ich nie einen Eſel, nämlich keinen vierfüßigen, der wie ein Menſch geſprochen hätte, während ich Menſchen genug traf, die jedesmal, wenn ſie den Mund aufthaten, wie Eſel ſprachen. In der That, weder eine Viſion, noch eine ſeraphi=tiſche Verzückung, noch eine Stimme vom Himmel, auch kein merkwürdiger Traum oder ſonſt ein Wunderſpuk brachte mich auf den Weg des Heils, und ich verdanke meine Er=leuchtung ganz einfach der Lectüre eines Buches — Eines Buches? Ja, und es iſt ein altes, ſchlichtes Buch, beſcheiden wie die Natur, auch natürlich wie dieſe; ein Buch, das werkeltägig und anſpruchslos ausſieht, wie die Sonne, die uns wärmt, wie das Brod, das uns nährt; ein Buch, das ſo traulich, ſo ſegnend gütig uns anblickt, wie eine alte Großmutter, die auch täglich in dem Buche lieſ't, mit den lieben, bebenden Lippen, und mit der Brille auf der

Naſe — und dieſes Buch heißt auch ganz kurz weg das Buch, die Bibel. Mit Fug nennt man dieſe auch die heilige Schrift; wer ſeinen Gott verloren hat, der kann ihn in dieſem Buche wiederfinden, und wer ihn nie gekannt, dem weht hier entgegen der Odem des göttlichen Wortes. Die Juden, welche ſich auf Koſtbarkeiten verſtehen, wußten ſehr gut, was ſie thaten, als ſie bei dem Brande des zweiten Tempels die goldenen und ſilbernen Opfergeſchirre, die Leuchter und Lampen, ſogar den hohenprieſterlichen Bruſtlatz mit den großen Edelſteinen im Stich ließen, und nur die Bibel retteten. Dieſe war der wahre Tempelſchatz, und derſelbe ward gottlob nicht ein Raub der Flammen oder des Titus Veſpaſianus, des Böſewichts, der ein ſo ſchlechtes Ende genommen, wie die Rabbiner erzählen. Ein jüdiſcher Prieſter, der zweihundert Jahr vor dem Brand des zweiten Tempels, während der Glanzperiode des Ptolemäers Philadelphus, zu Jeruſalem lebte und Joſua

ben Sira's ben-Eliezer hieß, hat in einer Gnomenſammlung, Meſchalim, in Bezug auf die Bibel den Gedanken ſeiner Zeit ausgeſprochen, und ich will ſeine ſchönen Worte hier mittheilen. Sie ſind ſacerdotal feierlich und doch zugleich ſo erquickend friſch, als wären ſie erſt geſtern einer lebenden Menſchenbruſt entquollen, und ſie lauten wie folgt:

„Dies Alles iſt eben das Buch des Bundes, mit dem höchſten Gott gemacht, nämlich das Geſetz, welches Moſe dem Hauſe Jakob zum Schatz befohlen hat. Daraus die Weisheit gefloſſen iſt, wie das Waſſer Piſon, wenn es groß iſt: und wie das Waſſer Tigris, wenn es übergehet in Lenzen. Daraus der Verſtand gefloſſen iſt, wie der Euphrates, wenn er groß iſt, und wie der Jordan in der Ernte. Aus demſelben iſt hervorbrochen die Zucht, wie das Licht, und wie das Waſſer Nilus im Herbſt. Er iſt nie geweſen, der es ausgelernt hätte: und wird nimmermehr werden, der es aus-

gründen möchte. Denn ſein Sinn iſt reicher, weder kein Meer: und ſein Wort tiefer, denn kein Abgrund."

Geſchrieben zu Paris,
im Wonnemond 1852.

Heinrich Heine.

Zur

Geſchichte der Religion

und

Philoſophie

in

Deutſchland.

Erstes Buch.

Die Franzoſen glaubten, in der letzten Zeit, zu einer Verſtändniß Deutſchlands zu gelangen, wenn ſie ſich mit den Erzeugniſſen unſerer ſchönen Literatur bekannt machten. Hierdurch haben ſie ſich aber aus dem Zuſtande gänzlicher Ignoranz nur erſt zur Oberflächlichkeit erhoben. Denn die Erzeugniſſe unſerer ſchönen Literatur bleiben für ſie nur ſtumme Blumen, der ganze deutſche Gedanke bleibt für ſie ein unwirthliches Räthſel, ſo lange ſie die Bedeutung der Religion und der Philoſophie in Deutſchland nicht kennen.

Indem ich nun über dieſe beiden einige erläuternde Auskunft zu ertheilen ſuche, glaube ich ein nützliches Werk zu unternehmen. Dieſes

iſt für mich keine leichte Aufgabe. Es gilt zunächſt die Ausdrücke einer Schulſprache zu vermeiden, die den Franzoſen gänzlich unbekannt iſt. Und doch habe ich weder die Subtilitäten der Theologie, noch die der Metaphyſik ſo tief ergründet, daß ich im Stande wäre, dergleichen nach den Bedürfniſſen des franzöſiſchen Publikums, ganz einfach und ganz kurz zu formuliren. Ich werde daher nur von den großen Fragen handeln, die in der deutſchen Gottesgelahrtheit und Weltweisheit zur Sprache gekommen, ich werde nur ihre ſociale Wichtigkeit beleuchten, und immer werde ich die Beſchränktheit meiner eigenen Verdeutlichungsmittel und das Faſſungsvermögen des franzöſiſchen Leſers berückſichtigen.

Große deutſche Philoſophen, die etwa zufällig einen Blick in dieſe Blätter werfen, werden vornehm die Achſeln zucken über den dürftigen Zuſchnitt alles deſſen, was ich hier vorbringe. Aber ſie mögen gefälligſt bedenken, daß das wenige, was ich ſage, ganz klar und deutlich ausgedrückt iſt, während ihre eignen

Werke, zwar ſehr gründlich, unermeßbar gründlich, ſehr tiefſinnig, ſtupent tiefſinnig, aber eben ſo unverſtändlich ſind. Was helfen dem Volke die verſchloſſenen Kornkammern, wozu es keinen Schlüſſel hat? Das Volk hungert nach Wiſſen und dankt mir für das Stückchen Geiſtesbrod, das ich ehrlich mit ihm theile.

Ich glaube, es iſt nicht Talentloſigkeit, was die meiſten deutſchen Gelehrten davon abhält, über Religion und Philoſophie ſich populair auszuſprechen. Ich glaube, es iſt Scheu vor den Reſultaten ihres eigenen Denkens, die ſie nicht wagen, dem Volke mitzutheilen. Ich, ich habe nicht dieſe Scheu, denn ich bin kein Gelehrter, ich ſelber bin Volk. Ich bin kein Gelehrter, ich gehöre nicht zu den ſiebenhundert Weiſen Deutſchlands. Ich ſtehe mit dem großen Haufen vor den Pforten ihrer Weisheit, und iſt da irgend eine Wahrheit durchgeſchlüpft, und iſt dieſe Wahrheit bis zu mir gelangt, dann iſt ſie weit genug: — ich ſchreibe ſie mit hübſchen Buchſtaben auf Papier und gebe ſie dem

Setzer; der ſetzt ſie in Blei und giebt ſie dem Drucker; dieſer druckt ſie und ſie gehört dann der ganzen Welt.

Die Religion, deren wir uns in Deutſchland erfreuen, iſt das Chriſtenthum. Ich werde alſo zu erzählen haben: was das Chriſtenthum iſt, wie es römiſcher Katholizismus geworden, wie aus dieſem der Proteſtantismus und aus dem Proteſtantismus die deutſche Philoſophie hervorging.

Indem ich nun mit Beſprechung der Religion beginne, bitte ich im Voraus alle frommen Seelen, ſich bei Leibe nicht zu ängſtigen. Fürchtet nichts, fromme Seelen! Keine profanirende Scherze ſollen Euer Ohr verletzen. Dieſe ſind allenfalls noch nützlich in Deutſchland, wo es gilt, die Macht der Religion, für den Augenblick, zu neutraliſiren. Wir ſind nämlich dort in derſelben Lage wie Ihr vor der Revoluzion, als das Chriſtenthum im untrennbarſten Bündniſſe ſtand mit dem alten Regime. Dieſes konnte nicht zerſtört werden,

ſo lange noch jenes ſeinen Einfluß übte auf die Menge. Voltaire mußte ſein ſcharfes Gelächter erheben, ehe Samſon ſein Beil fallen laſſen konnte. Jedoch wie durch dieſes Beil, ſo wurde auch durch jenes Lachen im Grunde nichts bewieſen, ſondern nur bewirkt. Voltaire hat nur den Leib des Chriſtenthums verletzen können. Alle ſeine Späße, die aus der Kirchengeſchichte geſchöpft, alle ſeine Witze über Dogmatik und Kultus, über die Bibel, dieſes heiligſte Buch der Menſchheit, über die Jungfrau Maria, dieſe ſchönſte Blume der Poeſie, das ganze Dictionnaire philoſophiſcher Pfeile, das er gegen Clerus und Prieſterſchaft losſchoß, verletzte nur den ſterblichen Leib des Chriſtenthums, nicht deſſen inneres Weſen, nicht deſſen tieferen Geiſt, nicht deſſen ewige Seele.

Denn das Chriſtenthum iſt eine Idee, und als ſolche unzerſtörbar und unſterblich, wie jede Idee. Was iſt aber dieſe Idee?

Eben weil man dieſe Idee noch nicht klar begriffen und Aeußerlichkeiten für die Haupt-

ſache gehalten hat, giebt es noch keine Geſchichte des Chriſtenthums. Zwei entgegengeſetzte Parteien ſchreiben die Kirchengeſchichte und widerſprechen ſich beſtändig, doch die eine, eben ſo wenig wie die andere, wird jemals beſtimmt ausſagen: was eigentlich jene Idee iſt, die dem Chriſtenthum als Mittelpunkt dient, die ſich in deſſen Symbolik, im Dogma wie im Kultus, und in deſſen ganzer Geſchichte zu offenbaren ſtrebt, und im wirklichen Leben der chriſtlichen Völker manifeſtirt hat! Weder Baronius, der katholiſche Kardinal, noch der proteſtantiſche Hofrath Schröckh entdeckt uns, was eigentlich jene Idee war. Und wenn Ihr alle Folianten der Manſiſchen Concilienſammlung, des Aſſemanniſchen Codex der Liturgien und die ganze Historia ecclesiastica von Sacarelli durchblättert, werdet Ihr doch nicht einſehen, was eigentlich die Idee des Chriſtenthums war. Was ſeht Ihr denn in den Hiſtorien der orientaliſchen und der occidentaliſchen Kirchen? In jener, der orientaliſchen Kirchengeſchichte,

ſeht Ihr nichts als dogmatiſche Spitzfündigkeiten, wo ſich die altgriechiſche Sophiſtik wieder kund giebt; in dieſer, in der occidentaliſchen Kirchengeſchichte, ſeht Ihr nichts als disciplinariſche, die kirchlichen Intereſſen betreffende Zwiſte, wobei die altrömiſche Rechtskaſuiſtik und Regierungskunſt, mit neuen Formeln und Zwangsmitteln ſich wieder geltend machen. In der That, wie man in Conſtantinopel über den Logos ſtritt, ſo ſtritt man in Rom über das Verhältniß der weltlichen zur geiſtlichen Macht; und wie etwa dort über Homouſios, ſo befehdete man ſich hier über Inveſtitur. Aber der byzantiniſchen Fragen: ob der Logos dem Gott-Vater Homouſios ſey? ob Maria Gottgebärerin heißen ſoll oder Menſchengebärerin? ob Chriſtus in Ermangelung der Speiſe hungern mußte, oder nur deswegen hungerte, weil er hungern wollte? alle dieſe Fragen haben im Hintergrund lauter Hofintriguen, deren Löſung davon abhängt, was in den Gemächern des Sacri Palatii geziſchelt und gekichert wird, ob z. B. Eudoxia

fällt oder Pulcheria; — denn dieſe Dame haßt den Neſtorius, den Verräther ihrer Liebeshändel, jene haßt den Cyrillus, welchen Pulcheria beſchützt, alles bezieht ſich zuletzt auf lauter Weiber- und Hämmlingsgeklätſche, und im Dogma wird eigentlich der Mann und im Manne eine Partei verfolgt oder befördert. Eben ſo geht's im Occident; Rom wollte herrſchen; „als ſeine Legionen gefallen, ſchickte es Dogmen in die Provinzen;" alle Glaubenszwiſte hatten römiſche Uſurpazionen zum Grunde; es galt, die Obergewalt des römiſchen Biſchofs zu konſolidiren. Dieſe war über eigentliche Glaubenspunkte immer ſehr nachſichtig, ſpie aber Feuer und Flamme, ſobald die Rechte der Kirche angegriffen wurden; er disputirte nicht viel über die Perſonen in Chriſtus, ſondern über die Conſequenzen der Iſidorſchen Dekretalen; er centraliſirte ſeine Gewalt durch kanoniſches Recht, Einſetzung der Biſchöfe, Herabwürdigung der fürſtlichen Macht, Mönchsorden, Cölibat u. ſ. w. Aber war dieſes das Chriſtenthum?

Offenbart ſich uns aus der Lektüre dieſer Geſchichten die Idee des Chriſtenthums? Was iſt dieſe Idee?

Wie ſich dieſe Idee hiſtoriſch gebildet und in der Erſcheinungswelt manifeſtirt, ließe ſich wohl ſchon in den erſten Jahrhunderten nach Chriſti Geburt entdecken, wenn wir namentlich in der Geſchichte der Manichäer und der Gnoſtiker vorurtheilsfrei nachforſchen. Obgleich erſtere verketzert und letztere verſchrien ſind und die Kirche ſie verdammt hat, ſo erhielt ſich doch ihr Einfluß auf das Dogma, aus ihrer Symbolik entwickelte ſich die katholiſche Kunſt, und ihre Denkweiſe durchdrang das ganze Leben der chriſtlichen Völker. Die Manichäer ſind ihrer letzten Gründe nach nicht ſehr verſchieden von den Gnoſtikern. Die Lehre von den beiden Prinzipien, dem guten und dem böſen, die ſich bekämpfen, iſt beiden eigen. Die Einen, die Manichäer, erhielten dieſe Lehre aus der altperſiſchen Religion, wo Ormuz, das Licht, dem Ariman, der Finſterniß, feindlich entgegengeſetzt

iſt. Die Anderen, die eigentlichen Gnoſtiker, glaubten vielmehr an die Präexiſtenz des guten Prinzips, und erklärten die Entſtehung des böſen Prinzips durch Emanazion, durch Generazionen von Aeonen, die, jemehr ſie von ihrem Urſprung entfernt ſind, ſich deſto trüber verſchlechtert. Nach Cerinthus war der Erſchaffer unſerer Welt keineswegs der höchſte Gott, ſondern nur eine Emanazion deſſelben, einer von den Aeonen, der eigentliche Demiurgos, der allmählich ausgeartet iſt, und jetzt, als böſes Prinzip, dem aus dem höchſten Gott unmittelbar entprungenen Logos, dem guten Prinzip, feindſelig gegenüber ſtehe. Dieſe gnoſtiſche Weltanſicht iſt urindiſch und ſie führte mit ſich die Lehre von der Inkarnazion Gottes, von der Abtödtung des Fleiſches, vom geiſtigen Inſichſelbſtverſenken, ſie gebar das ascetiſch beſchauliche Mönchsleben, welches die reinſte Blüthe der chriſtlichen Idee. Dieſe Idee hat ſich in der Dogmatik nur ſehr verworren und im Kultus nur ſehr trübe ausſprechen können. Doch ſehen

wir überall die Lehre von den beiden Prinzipien hervor treten; dem guten Chriſtus ſteht der böſe Satan entgegen; die Welt des Geiſtes wird durch Chriſtus, die Welt der Materie durch Satan repräſentirt; jenem gehört unſere Seele, dieſem unſer Leib; und die ganze Erſcheinungswelt, die Natur, iſt demnach urſprünglich böſe, und Satan, der Fürſt der Finſterniß, will uns damit ins Verderben locken, und es gilt allen ſinnlichen Freuden des Lebens zu entſagen, unſern Leib, das Lehn Satans, zu peinigen, damit die Seele ſich deſto herrlicher emporſchwinge in den lichten Himmel, in das ſtrahlende Reich Chriſti.

Dieſe Weltanſicht, die eigentliche Idee des Chriſtenthums, hatte ſich, unglaublich ſchnell, über das ganze römiſche Reich verbreitet, wie eine anſteckende Krankheit, das ganze Mittelalter hindurch dauerten die Leiden, manchmal Fieberwuth, manchmal Abſpannung, und wir Modernen fühlen noch immer Krämpfe und Schwäche in den Gliedern. Iſt auch mancher von uns ſchon

geneſen, ſo kann er doch der allgemeinen Lazarethluft nicht entrinnen, und er fühlt ſich unglücklich als der einzig geſunde unter lauter Siechen. Einſt wenn die Menſchheit ihre völlige Geſundheit wieder erlangt, wenn der Friede zwiſchen Leib und Seele wieder hergeſtellt, und ſie wieder in urſprünglicher Harmonie ſich durchdringen: dann wird man den künſtlichen Hader, den das Chriſtenthum zwiſchen beiden geſtiftet, kaum begreifen können. Die glücklichern und ſchöneren Generazionen, die, gezeugt durch freie Wahlumarmung, in einer Religion der Freude emporblühen, werden wehmüthig lächeln über ihre armen Vorfahren, die ſich aller Genüſſe dieſer ſchönen Erde trübſinnig enthielten, und, durch Abtödtung der warmen farbigen Sinnlichkeit, faſt zu kalten Geſpenſtern verblichen ſind! Ja, ich ſage es beſtimmt, unſere Nachkommen werden ſchöner und glücklicher ſeyn als wir. Denn ich glaube an den Fortſchritt, ich glaube, die Menſchheit iſt zur Glückſeligkeit beſtimmt, und ich hege alſo eine gröſsere Meinung von der

Gottheit als jene frommen Leute, die da wähnen, er habe den Menſchen nur zum Leiden erſchaffen. Schon hier auf Erden möchte ich, durch die Segnungen freier politiſcher und induſtrieller Inſtituzionen jene Seligkeit etabliren, die, nach der Meinung der Frommen, erſt am jüngſten Tage, im Himmel, ſtattfinden ſoll. Jenes iſt vielleicht eben ſo wie dieſes eine thörigte Hoffnung, und es giebt keine Auferſtehung der Menſchheit, weder im politiſch moraliſchen, noch im apoſtoliſch katholiſchen Sinne.

Die Menſchheit iſt vielleicht zu ewigem Elend beſtimmt, die Völker ſind vielleicht auf ewig verdammt von Despoten zertreten, von den Spießgeſellen derſelben exploitirt, und von den Lakaien verhöhnt zu werden.

Ach in dieſem Falle mußte man das Chriſtenthum, ſelbſt wenn man es als Irrthum erkannt, dennoch zu erhalten ſuchen, man müßte in der Mönchskutte und baarfuß durch Europa laufen, und die Nichtigkeit aller irdiſchen Güter

und Entſagung predigen, und den gegeißelten und verſpotteten Menſchen das tröſtende Crucifix vorhalten, und ihnen nach dem Tode, dort oben, alle ſieben Himmel verſprechen.

Vielleicht eben, weil die Großen dieſer Erde ihrer Obermacht gewiß ſind, und im Herzen beſchloſſen haben ſie ewig zu unſerem Unglück zu mißbrauchen, ſind ſie von der Nothwendigkeit des Chriſtenthums für ihre Völker überzeugt, und es iſt im Grunde ein zartes Menſchlichkeitsgefühl, daß ſie ſich für die Erhaltung dieſer Religion ſo viele Mühe geben!

Das endliche Schickſal des Chriſtenthums iſt alſo davon abhängig, ob wir deſſen noch bedürfen. Dieſe Religion war eine Wohlthat für die leidende Menſchheit während achtzehn Jahrhunderten, ſie war providentiell, göttlich, heilig. Alles was ſie der Civiliſazion genützt, indem ſie die Starken zähmte und die Zahmen ſtärkte, die Völker verband durch gleiches Gefühl und gleiche Sprache, und was ſonſt noch von

ihren Apologeten hervorgerühmt wird, das iſt ſogar noch unbedeutend in Vergleichung mit jener großen Tröſtung, die ſie durch ſich ſelbſt den Menſchen angedeihen laſſen. Ewiger Ruhm gebührt dem Symbol jenes leidenden Gottes, des Heilands mit der Dornenkrone, des gekreuzigten Chriſtus, deſſen Blut gleichſam der lindernde Balſam war, der in die Wunden der Menſchheit herabrann. Beſonders der Dichter wird die ſchauerliche Erhabenheit dieſes Symbols mit Ehrfurcht anerkennen. Das ganze Syſtem von Symbolen, die ſich ausgeſprochen in der Kunſt und im Leben des Mittelalters, wird zu allen Zeiten die Bewunderung der Dichter erregen. In der That, welche coloſſale Conſequenz in der chriſtlichen Kunſt, namentlich in der Architektur! Dieſe gothiſchen Dome, wie ſtehen ſie im Einklang mit dem Kultus, und wie offenbart ſich in ihnen die Idee der Kirche ſelber! Alles ſtrebt da empor, alles transſubſtanzirt ſich: der Stein ſproßt aus in Aeſten und Laubwerk und wird Baum; die Frucht des

Weinſtocks und der Aehre wird Blut und Fleiſch; der Menſch wird Gott; Gott wird reiner Geiſt! Ein ergiebiger, unverſiegbar koſtbarer Stoff für die Dichter iſt das chriſtliche Leben im Mittelalter. Nur durch das Chriſtenthum konnten auf dieſer Erde ſich Zuſtände bilden, die ſo kecke Contraſte, ſo bunte Schmerzen, und ſo abenteuerliche Schönheiten enthalten, daß man meinen ſollte, dergleichen habe niemals in der Wirklichkeit exiſtirt, und das alles ſey ein koloſſaler Fiebertraum, es ſey der Fiebertraum eines wahnſinnigen Gottes. Die Natur ſelber ſchien ſich damals phantaſtiſch zu vermummen; indeſſen obgleich der Menſch, befangen in abſtrakten Grübeleien, ſich verdrießlich von ihr abwendete, ſo weckte ſie ihn doch manchmal mit einer Stimme, die ſo ſchauerlich ſüß, ſo entſetzlich liebevoll, ſo zaubergewaltig war, daß der Menſch unwillkürlich aufhorchte, und lächelte, und erſchrack, und gar zu Tode erkrankte. Die Geſchichte von der Baſeler Nachtigall kommt mir hier in's Gedächtniß, und

da ihr ſie wahrſcheinlich nicht kennt, ſo will ich ſie erzählen.

Im Mai 1433, zur Zeit des Concils, ging eine Geſellſchaft Geiſtlicher in einem Gehölze bei Baſel ſpazieren, Prälaten und Doktoren, Mönche von allen Farben, und ſie disputirten über theologiſche Streitigkeiten, und distinguirten und argumentirten, oder ſtritten über Annaten, Expektativen und Reſervazionen, oder unterſuchten, ob Thomas von Aquino ein größerer Philoſoph ſey als Bonaventura, was weiß ich! Aber plötzlich, mitten in ihren dogmatiſchen und abſtrakten Diskuſſionen, hielten ſie inne, und blieben wie angewurzelt ſtehen vor einem blühenden Lindenbaum, worauf eine Nachtigall ſaß, die in den weichſten und zärtlichſten Melodien jauchzte und ſchluchzte. Es ward den gelehrten Herren dabei ſo wunderſelig zu Muthe, die warmen Frühlingstöne drangen ihnen in die ſcholaſtiſch verklauſulirten Herzen, ihre Gefühle erwachten aus dem dumpfen Winterſchlaf, ſie ſahen ſich an mit

ſtaunendem Entzücken; — als endlich einer von ihnen die ſcharfſinnige Bemerkung machte, daß ſolches nicht mit rechten Dingen zugehe, daß dieſe Nachtigall wohl ein Teufel ſeyn könne, daß dieſer Teufel ſie mit ſeinen holdſeligen Lauten von ihren chriſtlichen Geſprächen abziehen, und zu Wolluſt und ſonſtig ſüßen Sünden verlocken wolle, und er hub an zu exorciren, wahrſcheinlich mit der damals üblichen Formel: adjuro te per eum, qui venturus est, judicare vivos et mortuos etc. etc. Bei dieſer Beſchwörung, ſagt man, habe der Vogel geantwortet: „ja, ich bin ein böſer Geiſt!“ und ſey lachend davon geflogen; diejenigen aber, die ſeinen Geſang gehört, ſollen noch ſelbigen Tages erkrankt und bald darauf geſtorben ſeyn.

Dieſe Geſchichte bedarf wohl keines Commentars. Sie trägt ganz das grauenhafte Gepräge einer Zeit, die alles, was ſüß und lieblich war, als Teufelei verſchrie. Die Nachtigall ſogar wurde verläumdet und man ſchlug ein Kreuz, wenn ſie ſang. Der wahre Chriſt ſpazierte, mit

ängſtlich verſchloſſenen Sinnen, wie ein abſtraktes Geſpenſt, in der blühenden Natur umher. Dieſes Verhältniß des Chriſten zur Natur werde ich vielleicht in einem ſpäteren Buche weitläufiger erörtern, wenn ich, zum Verſtändniß der neuromantiſchen Literatur, den deutſchen Volksglauben gründlich beſprechen muß. Vorläufig kann ich nur bemerken, daß franzöſiſche Schriftſteller, mißleitet durch deutſche Autoritäten, in großem Irrthume ſind, wenn ſie annehmen, der Volksglauben ſey während des Mittelalters überall in Europa derſelbe geweſen. Nur über das gute Prinzip, über das Reich Chriſti, hegte man in ganz Europa dieſelben Anſichten; dafür ſorgte die römiſche Kirche, und wer hier von der vorgeſchriebenen Meinung abwich, war ein Ketzer. Aber über das böſe Prinzip, über das Reich des Satans, herrſchten verſchiedene Anſichten in den verſchiedenen Ländern, und im germaniſchen Norden hatte man ganz andere Vorſtellungen davon, wie im romaniſchen Süden. Dieſes entſtand dadurch, daß die chriſtliche

Prieſterſchaft die vorgefundenen alten Nazional-götter nicht als leere Hirngeſpinnſte verwarf, ſondern ihnen eine wirkliche Exiſtenz einräumte, aber dabei behauptete, alle dieſe Götter ſeyen lauter Teufel und Teufelinnen geweſen, die durch den Sieg Chriſti ihre Macht über die Menſchen verloren und ſie jetzt durch Luſt und Liſt zur Sünde verlocken wollen. Der ganze Olymp wurde nun eine luſtige Hölle, und wenn ein Dichter des Mittelalters die griechiſchen Götter-geſchichten noch ſo ſchön beſang, ſo ſah der fromme Chriſt darin doch nur Spuk und Teufel. Der düſtere Wahn der Mönche traf am härteſten die arme Venus; abſonderlich dieſe galt für eine Tochter Beelzebubs, und der gute Ritter Tanhüſer ſagt ihr ſogar in's Geſicht:

O, Venus, ſchöne Frau mein,
Ihr ſeyd eine Teufelinne!

Den Tanhüſer hatte ſie nämlich verlockt in jene wunderbare Höhle, welche man den Venus-berg hieß und wovon die Sage ging, daß die

ſchöne Göttin dort, mit ihren Fräulein und Geſponſen, unter Spiel und Tänzen, das lüderlichſte Leben führe. Die arme Diana ſogar, trotz ihrer Keuſchheit, war vor einem ähnlichen Schickſal nicht ſicher, und man ließ ſie nächtlich mit ihren Nymphen durch die Wälder ziehen, und daher die Sage von dem wüthenden Heer, von der wilden Jagd. Hier zeigt ſich noch ganz die gnoſtiſche Anſicht von der Verſchlechterung des ehemals Göttlichen, und in dieſer Umgeſtaltung des früheren Nazionalglaubens manifeſtirt ſich am tiefſinnigſten die Idee des Chriſtenthums.

Der Nazionalglaube in Europa, im Norden noch viel mehr als im Süden, war pantheiſtiſch, ſeine Myſterien und Symbole bezogen ſich auf einen Naturdienſt, in jedem Elemente verehrte man wunderbare Weſen, in jedem Baume athmete eine Gottheit, die ganze Erſcheinungswelt war durchgöttert; das Chriſtenthum verkehrte dieſe Anſicht, und an die Stelle einer durchgötterten Natur trat eine durchteufelte. Die

heiteren, durch die Kunſt verſchönerten Gebilde der griechiſchen Mythologie, die mit der römiſchen Civiliſazion im Süden herrſchte, hat man jedoch nicht ſo leicht in häßliche, ſchauerliche Satanslarven verwandeln können, wie die germaniſchen Göttergeſtalten, woran freilich kein beſonderer Kunſtſinn gemodelt hatte, und die ſchon vorher ſo mißmüthig und trübe waren, wie der Norden ſelbſt. Daher hat ſich bei Euch, in Frankreich, kein ſo finſterſchreckliches Teufelsthum bilden können, wie bei uns, und das Geiſter- und Zauberweſen ſelber erhielt bei Euch eine heitere Geſtalt. Wie ſchön, klar und farbenreich ſind Eure Volksſagen in Vergleichung mit den unſrigen, dieſen Mißgeburten, die aus Blut und Nebel beſtehen und uns ſo grau und grauſam angrinſen. Unſere mittelalterlichen Dichter, indem ſie meiſtens Stoffe wählten, die Ihr, in der Bretagne und in der Normandie, entweder erſonnen oder zuerſt behandelt habt, verliehen ihren Werken vielleicht abſichtlich, ſo viel als möglich von jenem heiter altfranzöſiſchen Geiſte. Aber in unſeren Nazional-

dichtungen und in unſeren mündlichen Volksſagen
blieb jener düſter nordiſche Geiſt, von dem Ihr
kaum eine Ahnung habt. Ihr habt, eben ſo
wie wir, mehre Sorten von Elementargeiſtern,
aber die unſrigen ſind von den Eurigen ſo ver-
ſchieden wie ein Deutſcher von einem Franzoſen.
Die Dämonen in Euren Fabliaux und Zauber-
romanen, wie hellfarbig und beſonders wie reinlich
ſind ſie in Vergleichung mit unſerer grauen und
ſehr oft unflätigen Geiſterkanaille. Eure Feen
und Elementargeiſter, woher Ihr ſie auch bezogen,
aus Cornwallis oder aus Arabien, ſie ſind doch
ganz naturaliſirt und ein franzöſiſcher Geiſt
unterſcheidet ſich von einem deutſchen, wie etwa
ein Dandy, der mit gelben Glaçehandſchuhen
auf dem Boulevard Coblence flanirt, ſich von
einem ſchweren deutſchen Sackträger unterſcheidet.
Eure Nixen, z. B. die Meluſine, ſind von den
unſrigen eben ſo verſchieden wie eine Prinzeſſin
von einer Wäſcherin. Die Fee Morgana, wie
würde ſie erſchrecken, wenn ſie etwa einer
deutſchen Hexe begegnete, die nackt, mit Salben

beſchmiert, und auf einem Beſenſtiel, nach dem Brocken reitet. Dieſer Berg iſt kein heiteres Avalon, ſondern ein Rendez-vous für alles, was wüſt und häßlich iſt. Auf dem Gipfel des Bergs ſitzt Satan in der Geſtalt eines ſchwarzen Bocks. Jede von den Hexen naht ſich ihm mit einer Kerze in der Hand und küßt ihn hinten, wo der Rücken aufhört. Nachher tanzt die verruchte Schweſterſchaft um ihn herum und ſingt: Donderemus, Donderemus: Es meckert der Bock, es jauchzt der infernale Chahüt. Es iſt ein böſes Omen für die Hexe, wenn ſie bei dieſem Tanze einen Schuh verliert; das bedeutet, daß ſie noch im ſelbigen Jahr verbrannt wird. Doch alle ahnende Angſt übertäubt die tolle echtberlioziſche Sabbathmuſik; — und wenn die arme Hexe des Morgens aus ihrer Berauſchung erwacht, liegt ſie nackt und müde in der Aſche, neben dem verglimmenden Herde.

Die beſte Auskunft über dieſe Hexen findet man in der „Dämonologie" des ehrenfeſten und hochgelahrten Doktor Nicolai Remigii, des durch-

lauchtigſten Herzogs von Lothringen Criminal richter. Dieſer ſcharfſinnige Mann hatte fürwah die beſte Gelegenheit das Treiben der Hexen kennen zu lernen, da er in ihren Prozeſſen in ſtruirte, und zu ſeiner Zeit allein in Lothringen achthundert Weiber den Scheiterhaufen beſtiegen nachdem ſie der Hexerei überwieſen worden Dieſe Beweisführung beſtand meiſtens darin Man band ihnen Hände und Füße zuſammen und warf ſie in's Waſſer. Gingen ſie unter und erſoffen, ſo waren ſie unſchuldig, blieben ſie aber ſchwimmend über dem Waſſer, ſo erkannte man ſie für ſchuldig, und ſie wurden verbrannt. Das war die Logik jener Zeit.

Als Grundzug im Charakter der deutſchen Dämonen ſehen wir, daß alles idealiſche von ihnen abgeſtreift, daß in ihnen das Gemeine und Gräßliche gemiſcht iſt. Je plump vertraulicher ſie an uns herantreten, deſto grauenhafter ihre Wirkung. Nichts iſt unheimlicher als unſere Poltergeiſter, Kobolde und Wichtelmännchen. Prätorius in ſeinem Antropodemus

enthält in dieſer Beziehung eine Stelle, die ich nach Dobeneck hier mittheile:

„Die Alten haben nicht anders von den Poltergeiſtern halten können, als daß es rechte Menſchen ſeyn müſſen, in der Geſtalt wie kleine Kinder, mit einem bunten Röcklein oder Kleidchen. Etliche ſetzen dazu, daß ſie theils Meſſer in den Rücken haben ſollen, theils noch anders und gar gräulich geſtaltet wären; nachdem ſie ſo und ſo, mit dieſem oder jenem Inſtrument vorzeiten umgebracht ſeyen. Denn die Abergläubiſchen halten dafür, daß es derer vorweilen im Hauſe ermordeten Leute Seelen ſeyn ſollen. Und ſchwatzen ſie von vielen Hiſtorien, daß, wenn die Kobolde denen Mägden und Köchinnen eine Weile im Hauſe gute Dienſte gethan, und ſich ihnen beliebt gemacht haben; daß manches Menſch daher gegen die Kobolde eine ſolche Affekzion bekommen, daß ſie ſolche Knechtchen auch zu ſehen inbrünſtig gewünſcht und von ihnen begehrt haben: worin aber die Poltergeiſter niemals gerne willigen wollen, mit der Ausrede, daß

man ſie nicht ſehen könne, ohne ſich darüber zu entſetzen. Doch wenn dennoch die lüſternen Mägde nicht haben nachlaſſen können, ſo ſollen die Kobolde jenen einen Ort im Hauſe benannt haben, wo ſie ſich leibhaft präſentiren wollen; aber man müſſe zugleich einen Eimer kaltes Waſſer mitbringen. Da habe es ſich denn begeben, daß ein ſolcher Kobold, etwa auf dem Boden, in einem Kiſſen, nackt gelegen, und ein großes Schlachtmeſſer im Rücken ſteckend gehabt habe. Hierüber manche Magd ſo ſehr erſchrocken war, daß ſie eine Ohnmacht bekommen hat. Darauf das Ding alsbald aufgeſprungen iſt, das Waſſer genommen, und das Menſch damit über und über begoſſen hat, damit ſie wieder zu ſich ſelbſt kommen könne. Worauf die Mägde hernach ihre Luſt verloren, und lieb Chimgen niemals weiter zu ſchauen begehrt haben. Die Kobolde nämlich ſollen auch alle beſondere Namen führen, in's Gemein aber Chim heißen. So ſollen ſie auch für die Knechte und Mägde, welchen ſie ſich etwa ergeben, alle Hausarbeit thun: die

Pferde ſtriegeln, füttern, den Stall ausmiſten, alles aufſcheuern, die Kühe ſauber halten und was ſonſten im Hauſe zu thun iſt, ſehr wohl in Acht nehmen, und das Vieh ſoll auch von ihnen zunehmen und gedeihen. Dafür müſſen die Kobolde auch von dem Geſinde kareſſirt werden; daß ſie ihnen nur im Geringſten nichts zu Leide thun, weder mit Auslachen oder Verſäumung im Speiſen. Hat nämlich eine Köchin das Ding zu ihrem heimlichen Gehülfen einmal im Hauſe angenommen, ſo muß ſie täglich, um eine gewiſſe Zeit, und an einem beſtimmten Ort im Hauſe ſein bereitetes Schüſſelchen voll gutes Eſſen hinſetzen, und ihren Weg wieder gehen; ſie kann hernach immer faulenzen, auf den Abend zeitig ſchlafen gehen, ſie wird dennoch früh Morgens ihre Arbeit beſchickt finden. Vergißt ſie aber ihre Pflicht einmal, etwa die Speiſe unterlaſſend, ſo bleibt ihr wieder ihre Arbeit allein zu verrichten, und ſie hat allerhand Mißgeſchick: daß ſie ſich entweder im heißen Waſſer verbrennt, die Töpfe und das Geſchirr

zerbricht, das Essen umgeschüttet oder gefallen ist u. s. w., daß sie also nothwendig von der Hausfrau oder dem Herrn zur Strafe ausgescholten werden; worüber man auch zum öftern den Kobold soll kichern oder lachen gehört haben. Und so ein Kobold soll stets in seinem Hause verblieben seyn, wenngleich sich das Gesinde verändert hat. Ja, es hat eine abziehende Magd ihrer Nachfolgerin den Kobold rekommandiren und auf's beste anbefehlen müssen, daß jene seiner auch also wartete. Hat diese nun nicht gewollt, so hat es ihr auch an kontinuirlichem Unglück nicht gemangelt, und sie hat zeitig genug das Haus wieder räumen müssen."

Vielleicht zu den grauenhaftesten Geschichten gehört folgende kleine Erzählung:

Eine Magd hatte jahrelang einen unsichtbaren Hausgeist bei sich am Herde sitzen, wo sie ihm ein eignes Stättchen eingeräumt, und wo sie sich die langen Winterabende hindurch

mit ihm unterhielt. Nun bat einmal die Magd das Heinzchen, denn alſo hieß ſie den Geiſt, er ſolle ſich doch einmal ſehen laſſen, wie er von Natur geſtaltet ſey. Aber das Heinzlein weigerte ſich deſſen. Endlich aber willigte es ein, und ſagte, ſie möchte in den Keller hinabgehen, dort ſolle ſie ihn ſehen. Da nimmt die Magd ein Licht, ſteigt hinab in den Keller, und dort, in einem offenen Faſſe, ſieht ſie ein todtes Kindlein in ſeinem Blute ſchwimmen. Die Magd hatte aber vor vielen Jahren ein uneheliches Kind geboren und es heimlich ermordet und in ein Faß geſteckt.

Indeſſen, wie die Deutſchen nun einmal ſind, ſie ſuchen oft im Grauen ſelbſt ihren beſten Spaß und die Volksſagen von den Kobolden ſind manchmal voll ergötzlicher Züge. Beſonders amüſant ſind die Geſchichten von Hüdeken, einem Kobold, der, im zwölften Jahrhundert, zu Hildesheim ſein Weſen getrieben und von welchem in unſeren Spinnſtuben und Geiſterromanen ſo viel die Rede iſt. Eine ſchon oft

abgedruckte Stelle aus einer alten Chronik giebt von ihm folgende Kunde:

„Um das Jahr 1132 erſchien ein böſer Geiſt eine lange Zeit hindurch vielen Menſchen im Bisthum Hildesheim, in der Geſtalt eines Bauern mit einem Hut auf dem Kopfe: weshalb die Bauern ihn in ſächſiſcher Sprache Hüdeken nannten. Dieſer Geiſt fand ein Vergnügen daran mit Menſchen umzugehen, ſich ihnen bald ſichtbar, bald unſichtbar zu offenbaren, ihnen Fragen vorzulegen und zu beantworten. Er beleidigte niemanden ohne Urſache. Wenn man ihn aber auslachte, oder ſonſt beſchimpfte, ſo vergalt er das empfangene Unrecht mit vollem Maße. Da der Graf Burchard de Luka von dem Grafen Hermann von Wieſenburg erſchlagen wurde, und das Land des letzteren in Gefahr kam, eine Beute der Rächer zu werden, ſo weckte der Hüdeken den Biſchof Bernhard von Hildesheim aus dem Schlafe, und redete ihn mit folgenden Worten an: Stehe auf, Kahlkopf! die Grafſchaft Wieſenburg iſt durch

Mord verlaſſen und erledigt, und wird alſo leicht von dir beſetzt werden können. Der Biſchof verſammelte ſchnell ſeine Krieger, fiel in das Land des ſchuldigen Grafen, und vereinigte es, mit Bewilligung des Kaiſers, mit ſeinem Stift. Der Geiſt warnte den genannten Biſchof häufig ungebeten vor nahen Gefahren, und zeigte ſich beſonders oft in der Hofküche, wo er mit den Köchen redete, und ihnen allerlei Dienſte erwieß. Da man allmählich mit dem Hüdeken vertraut geworden war, ſo wagte es ein Küchenjunge, ihn, ſo oft er erſchien, zu necken, und ihn ſogar mit unreinem Waſſer zu begießen. Der Geiſt bat den Hauptkoch, oder den Küchenmeiſter, daß er dem unartigen Knaben ſeinen Muthwillen unterſagen möchte. Der Meiſterkoch antwortete: du biſt ein Geiſt, und fürchteſt dich vor einem Buben! worauf Hüdeken drohend erwiederte: Weil du den Knaben nicht ſtrafen willſt, ſo werde ich dir in wenigen Tagen zeigen, wie ſehr ich mich vor ihm fürchte. Bald nachher ſaß der Bube, der den Geiſt beleidigt hatte,

ganz allein ſchlafend in der Küche. In dieſem Zuſtand ergriff ihn der Geiſt, erdroſſelte ihn, zerriß ihn in Stücken, und ſetzte dieſe in Töpfen an's Feuer. Da der Koch dieſen Streich entdeckte, da fluchte er dem Geiſt, und nun verdarb Hüdeken am folgenden Tage alle Braten, die am Spieße geſteckt waren, durch das Gift und Blut von Kröten, welches er darüber ausſchüttete. Die Rache veranlaßte den Koch zu neuen Beſchimpfungen, nach welchen der Geiſt ihn endlich über eine falſche vorgezauberte Brücke in einen tiefen Graben ſtürzte. Zugleich machte er die Nacht durch, auf den Mauern und Thürmen der Stadt, fleißig die Runde, und zwang die Wächter zu einer beſtändigen Wachſamkeit. Ein Mann, der eine untreue Frau hatte, ſagte einſt, als er verreiſen wollte, im Scherze zu dem Hüdeken: guter Freund, ich empfehle dir meine Frau, hüte ſie ſorgfältig. Sobald der Mann entfernt war, ließ das ehebrecheriſche Weib einen Liebhaber nach dem andern kommen. Allein Hüdeken ließ keinen zu ihr, ſondern warf ſie alle

aus dem Bette auf den Boden hin. Als der Mann von ſeiner Reiſe zurückkam, da ging ihm der Geiſt weit entgegen und ſagte zu dem Wiederkehrenden: „Ich freue mich ſehr über deine Ankunft, damit ich von dem ſchweren Dienſt frei werde, den du mir auferlegt haſt. Ich habe deine Frau mit unſäglicher Mühe vor wirklicher Untreue gehütet. Ich bitte dich aber, daß du ſie mir nie wieder anvertrauen mögeſt. Lieber wollte ich alle Schweine in ganz Sachſenland hüten, als ein Weib, das durch Ränke in die Arme ihrer Buhlen zu kommen ſucht.“

Der Genauigkeit wegen muß ich bemerken, daß Hüdekens Kopfbedeckung von dem gewöhnlichen Koſtüme der Kobolde abweicht. Dieſe ſind meiſtens grau gekleidet und tragen ein rothes Käppchen. Wenigſtens ſieht man ſie ſo im Däniſchen, wo ſie heut zu Tage am zahlreichſten ſeyn ſollen. Ich war ehemals der Meinung, die Kobolde lebten deshalb ſo gern in Dänemark, weil ſie am liebſten rothe „Grütze“ äßen. Aber ein junger däniſcher Dichter, Herr

Anderſen, den ich das Vergnügen hatte dieſen Sommer hier in Paris zu ſehen, hat mir ganz beſtimmt verſichert, die Niſſen, wie man in Dänemark die Kobolde nennt, äßen am liebſten „Brey“ mit Butter. Wenn dieſe Kobolde ſich mal in einem Hauſe eingeniſtet, ſo ſind ſie auch nicht ſobald geneigt, es zu verlaſſen. Indeſſen, ſie kommen nie unangemeldet, und wenn ſie irgend wohnen wollen, machen ſie dem Hausherrn auf folgende Art davon Anzeige: ſie tragen des Nachts allerlei Holzſpäne in's Haus und in die Milchfäſſer ſtreuen ſie Miſt von Vieh. Wenn nun der Hausherr dieſe Holzſpäne nicht wieder wegwirft, oder wenn er mit ſeiner Familie von jener beſchmutzten Milch trinkt, dann bleiben die Kobolde auf immer bei ihm. Dieſes iſt manchem ſehr mißbehaglich geworden. Ein armer Jütländer wurde am Ende ſo verdrießlich über die Genoſſenſchaft eines ſolchen Kobolds, daß er ſein Haus ſelbſt aufgeben wollte, und ſeine ſieben Sachen auf eine Karre lud und damit nach dem nächſten Dorfe fuhr, um ſich dort niederzulaſſen.

Unterwegs aber, als er ſich mal umdrehte, erblickte er das rothbemützte Köpfchen des Kobolds, der aus einer von den leeren Bütten hervorguckte, und ihm freundlich zurief: wi ſlütten! (wir ziehen aus.)

Ich habe mich vielleicht zu lange bei dieſen kleinen Dämonen aufgehalten, und es iſt Zeit, daß ich wieder zu den großen übergehe. Aber alle dieſe Geſchichten illuſtriren den Glauben und den Charakter des deutſchen Volks. Jener Glaube war in den verfloſſenen Jahrhunderten eben ſo gewaltig wie der Kirchenglaube. Als der gelehrte Doktor Remigius ſein großes Buch über das Hexenweſen beendigt hatte, glaubte er ſeines Gegenſtandes ſo kundig zu ſein, daß er ſich einbildete, jetzt ſelber hexen zu können; und, ein gewiſſenhafter Mann wie er war, ermangelte er nicht, ſich ſelber bei den Gerichten als Hexenmeiſter anzugeben, und in Folge dieſer Angabe wurde er als Hexenmeiſter verbrannt.

Dieſe Greuel entſtanden nicht direkt durch die chriſtliche Kirche, ſondern indirekt dadurch,

daß dieſe die altgermaniſche Nazionalreligion ſo tückiſch verkehrt, daß ſie die pantheiſtiſche Weltanſicht der Deutſchen in eine pandämoniſche umgebildet, daß ſie die früheren Heiligthümer des Volks in häßliche Teufelei verwandelt hatte. Der Menſch läßt aber nicht gern ab von dem, was ihm und ſeinen Vorfahren theuer und lieb war, und heimlich krämpen ſich ſeine Empfindungen daran feſt, ſelbſt wenn man es verderbt und entſtellt hat. Daher erhält ſich jener verkehrte Volksglaube vielleicht noch länger als das Chriſtenthum in Deutſchland, welches wie jener in der Nazionalität wurzelt. Zur Zeit der Reformazion ſchwand ſehr ſchnell der Glaube an die katholiſchen Legenden, aber keineswegs der Glaube an Zauber und Hexerei.

Luther glaubt nicht mehr an katholiſche Wunder, aber er glaubt noch an Teufelsweſen. Seine Tiſchreden ſind voll kurioſer Geſchichtchen, von Satanskünſten, Kobolden und Hexen. Er ſelber in ſeinen Nöthen glaubte manchmal mit dem leibhaftigen Gott-ſei-bei-uns zu kämpfen.

Auf der Wartburg, wo er das neue Teſtament überſetzte, ward er ſo ſehr vom Teufel geſtört, daß er ihm das Tintenfaß an den Kopf ſchmiß. Seitdem hat der Teufel eine große Scheu vor Tinte, aber noch weit mehr vor Druckerſchwärze. Von der Schlauheit des Teufels wird in den erwähnten Tiſchreden manch ergötzliches Stücklein erzählt, und ich kann nicht umhin ein's davon mitzutheilen.

„Doktor Martin Luther erzählte, daß einmal gute Geſellen bei einander in einer Zeche geſeſſen waren. Nun war ein wild wüſtes Kind unter ihnen, der hatte geſagt: Wenn einer wäre, der ihm eine gute Zeche Weins ſchenkte, wollte er ihm dafür ſeine Seele verkaufen.

„Nicht lange darauf kömmt einer in die Stuben zu ihm, ſetzet ſich bei ihm nieder und zecht mit ihm, und ſpricht unter anderen zu dem, der ſich alſo viel vermeſſen gehabt:

„Höre, du ſagſt zuvor, wenn einer dir eine Zeche Weins gebe, ſo wolleſt du ihm dafür deine Seele verkaufen?

„Da ſprach er nochmals: Ja, ich will's thun, laß mich heute recht ſchlemmen, demmen, und guter Dinge ſeyn.

„Der Mann, welcher der Teufel war, ſagte ja, und bald darnach verſchlich er ſich wieder von ihm. Als nun derſelbige Schlemmer den ganzen Tag fröhlich war, und zuletzt auch trunken wurde, da kommt der vorige Mann, der Teufel, wieder, und ſetzt ſich zu ihm nieder, und fragt die anderen Zechbrüder, und ſpricht: Lieben Herren, was dünket Euch, wenn einer ein Pferd kauft, gehört ihm der Sattel und Zaum nicht auch dazu? Dieſelbigen erſchraken alle. Aber letzlich ſprach der Mann:

„Nun ſagt's flugs. Da bekannten ſie und ſagten: Ja, der Sattel und Zaum gehört ihm auch dazu. Da nimmt der Teufel denſelbigen wilden, rohen Geſellen und führet ihn durch die Decke hindurch, daß niemand gewußt, wo er war hinkommen."

Obgleich ich für unſern großen Meiſter Martin Luther den größten Reſpekt hege, ſo will

es mich doch bedünken, als habe er den Charakter des Satans ganz verkannt. Dieſer denkt durchaus nicht mit ſolcher Geringſchätzung vom Leibe, wie hier erwähnt wird. Was man auch Böſes vom Teufel erzählen mag, ſo hat man ihm doch nie nachſagen können, daß er ein Spiritualiſt ſei.

Aber mehr noch als die Geſinnung des Teufels verkannte Martin Luther die Geſinnung des Papſtes und der katholiſchen Kirche. Bei meiner ſtrengen Unparteilichkeit muß ich beide, eben ſo wie den Teufel, gegen den allzueifrigen Mann in Schutz nehmen. Ja, wenn man mich auf's Gewiſſen früge, würde ich eingeſtehn, daß der Papſt, Leo X., eigentlich weit vernünftiger war, als Luther, und daß dieſer die letzten Gründe der katholiſchen Kirche gar nicht begriffen hat. Denn Luther hatte nicht begriffen, daß die Idee des Chriſtenthums, die Vernichtung der Sinnlichkeit, gar zu ſehr in Widerſpruch war mit der menſchlichen Natur, als daß ſie jemals im Leben ganz ausführbar geweſen ſey; er hatte nicht begriffen, daß der Katholizismus gleichſam

ein Concordat war zwiſchen Gott und dem Teufel, d. h. zwiſchen dem Geiſt und der Materie, wodurch die Alleinherrſchaft des Geiſtes in der Theorie ausgeſprochen wird, aber die Materie in den Stand geſetzt wird alle ihre annullirten Rechte in der Praxis auszuüben. Daher ein kluges Syſtem von Zugeſtändniſſen, welche die Kirche zum Beſten der Sinnlichkeit gemacht hat, obgleich immer unter Formen, welche jeden Akt der Sinnlichkeit ſtetriren und dem Geiſte ſeine höhniſchen Uſurpazionen verwahren. Du darfſt den zärtlichen Neigungen des Herzens Gehör geben und ein ſchönes Mädchen umarmen, aber du mußt eingeſtehn, daß es eine ſchändliche Sünde war, und für dieſe Sünde mußt du Abbuße thun. Daß dieſe Abbuße durch Geld geſchehen konnte, war eben ſo wohlthätig für die Menſchheit, wie nützlich für die Kirche. Die Kirche ließ ſo zu ſagen Wehrgeld bezahlen für jeden fleiſchlichen Genuß, und da entſtand eine Taxe für alle Sorten von Sünden, und es gab heilige Colporteurs, welche, im Namen

der römiſchen Kirche, die Ablaßzettel für jede taxirte Sünde im Lande feil boten, und ein ſolcher war jener Tetzel, wogegen Luther zuerſt auftrat. Unſere Hiſtoriker meinen, dieſes Proteſtiren gegen den Ablaßhandel ſey ein geringfügiges Ereigniß geweſen, und erſt durch römiſchen Starrſinn ſey Luther, der anfangs nur gegen einen Mißbrauch der Kirche geeifert, dahin getrieben worden, die ganze Kirchenautorität in ihrer höchſten Spitze anzugreifen. Aber das iſt eben ein Irrthum, der Ablaßhandel war kein Mißbrauch, er war eine Conſequenz des ganzen Kirchenſyſtems, und indem Luther ihn angriff, hatte er die Kirche ſelbſt angegriffen, und dieſe mußte ihn als Ketzer verdammen. Leo X., der feine Florentiner, der Schüler des Polizian, der Freund des Raphael, der griechiſche Philoſoph mit der dreifachen Krone, die ihm das Conclav vielleicht deshalb ertheilte, weil er an einer Krankheit litt, die keineswegs durch chriſtliche Abſtinenz entſteht und damals noch ſehr gefährlich war . . . . Leo von Medicis,

wie mußte er lächeln über den armen, keuſchen, einfältigen Mönch, der da wähnte, das Evangelium ſey die Charte des Chriſtenthums, und dieſe Charte müſſe eine Wahrheit ſeyn! Er hat vielleicht gar nicht gemerkt, was Luther wollte, indem er damals viel zu ſehr beſchäftigt war mit dem Bau der Peterskirche, deſſen Koſten eben mit den Ablaßgeldern beſtritten wurden, ſo daß die Sünde ganz eigentlich das Geld hergab zum Bau dieſer Kirche, die dadurch gleichſam ein Monument ſinnlicher Luſt wurde, wie jene Pyramide, die ein aegyptiſches Freudenmädchen für das Geld erbaute, das ſie durch Proſtituzion erworben. Von dieſem Gotteshauſe könnte man vielleicht eher als von dem Kölner Dome behaupten, daß es durch den Teufel erbaut worden. Dieſen Triumph des Spiritualismus, daß der Senſualismus ſelber ihm ſeinen ſchönſten Tempel bauen mußte, daß man eben für die Menge Zugeſtändniſſe, die man dem Fleiſche machte, die Mittel erwarb, den Geiſt zu verherrlichen, dieſes begriff man nicht im deutſchen

Norden. Denn hier, weit eher als unter dem glühenden Himmel Italiens, war es möglich, ein Chriſtenthum auszuüben, das der Sinnlichkeit die allerwenigſten Zugeſtändniſſe macht. Wir Nordländer ſind kälteren Blutes, und wir bedurften nicht ſo viel Ablaßzettel für fleiſchliche Sünden, als uns der väterlich beſorgte Leo zugeſchickt hatte. Das Klima erleichtert uns die Ausübung der chriſtlichen Tugenden, und am 31. October 1516, als Luther ſeine Theſen gegen den Ablaß an die Thüre der Auguſtiner-Kirche anſchlug, war der Stadtgraben von Wittenberg vielleicht ſchon zugefroren, und man konnte dort Schlittſchuhe laufen, welches ein ſehr kaltes Vergnügen und alſo keine Sünde iſt.

Ich habe mich oben vielleicht ſchon mehrmals der Worte Spiritualismus und Senſualismus bedient; dieſe Worte beziehen ſich aber hier nicht, wie bei den franzöſiſchen Philoſophen, auf die zwei verſchiedenen Quellen unſerer Erkenntniſſe, ich gebrauche ſie vielmehr wie ſchon aus dem Sinne meiner Rede von ſelber hervor-

geht, zur Bezeichnung jener beiden verſchiedenen Denkweiſen, wovon die eine den Geiſt dadurch verherrlichen will, daß ſie die Materie zu zerſtören ſtrebt, während die andere die natürlichen Rechte der Materie gegen die Uſurpazionen des Geiſtes zu vindiziren ſucht.

Auf obige Anfänge der lutheriſchen Reformazion, die ſchon den ganzen Geiſt derſelben offenbaren, muß ich ebenfalls beſonders aufmerkſam machen, da man hier in Frankreich über die Reformazion noch die alten Mißbegriffe hegt, die Boſſuet durch ſeine Histoire des variations verbreitet hat und die ſich ſogar bei heutigen Schriftſtellern geltend machen. Die Franzoſen begriffen nur die negative Seite der Reformazion, ſie ſahen darin nur einen Kampf gegen den Katholizismus, und glaubten manchmal, dieſer Kampf ſei jenſeits des Rheines immer aus denſelben Gründen geführt worden, wie dieſſeits, in Frankreich. Aber die Gründe waren dort ganz andere als hier, und ganz entgegengeſetzte.

Der Kampf gegen den Katholizismus in Deutſchland war nichts anders als ein Krieg, den der Spiritualismus begann, als er einſah, daß er nur den Titel der Herrſchaft führte, und nur de jure herrſchte, während der Senſualismus, durch hergebrachten Unterſchleif, die wirkliche Herrſchaft ausübte und de facto herrſchte; — die Ablaßkrämer wurden fortgejagt, die hübſchen Prieſterkonkubinen wurden gegen kalte Eheweiber umgetauſcht, die reizenden Madonnenbilder wurden zerbrochen, es entſtand hie und da der ſinnenfeindlichſte Puritanismus. Der Kampf gegen den Katholizismus in Frankreich, im ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert war hingegen ein Krieg, den der Senſualismus begann, als er ſah, daß er de facto herrſchte und dennoch jeder Akt ſeiner Herrſchaft von dem Spiritualismus, der de jure zu herrſchen behauptete, als illegitim verhöhnt und in der empfindlichſten Weiſe ſtetrirt wurde. Statt daß man nun in Deutſchland mit keuſchem Ernſte kämpfte, kämpfte man

in Frankreich mit ſchlüpfrigem Spaße; und ſtatt daß man dort eine theologiſche Disputazion führte, dichtete man hier irgend eine luſtige Satyre. Der Gegenſtand dieſer letzteren war gewöhnlich, den Widerſpruch zu zeigen, worin der Menſch mit ſich ſelbſt geräth, wenn er ganz Geiſt ſeyn will; und da erblühten die köſtlichſten Hiſtorien von frommen Männern, welche ihrer thieriſchen Natur unwillkürlich unterliegen oder gar alsdann den Schein der Heiligkeit retten wollen, und zur Heuchelei ihre Zuflucht nehmen. Schon die Königin von Navarra ſchilderte in ihren Novellen ſolche Mißſtände, das Verhältniß der Mönche zu den Weibern iſt ihr gewöhnliches Thema, und ſie will alsdann nicht blos unſer Zwerchfell, ſondern auch das Mönchsthum erſchüttern. Die boßhafteſte Blüthe ſolcher komiſchen Polemik iſt unſtreitig der Tartüff von Molière; denn dieſer iſt nicht blos gegen den Jeſuitismus ſeiner Zeit gerichtet, ſondern gegen das Chriſtenthum ſelbſt, ja gegen die Idee des Chriſtenthums, gegen den Spiritualismus. In der

That, durch die affiſchirte Angſt vor dem nackten Buſen der Dorine, durch die Worte

Le ciel défend, de vrai, certains contentements,
Mais on trouve avec lui des accomodements —

dadurch wurde nicht blos die gewöhnliche Scheinheiligkeit perſiflirt, ſondern auch die allgemeine Lüge, die aus der Ausführbarkeit der chriſtlichen Idee nothwendig entſteht; perſiflirt wurde dadurch das ganze Syſtem von Conceſſionen, die der Spiritualismus dem Senſualismus machen mußte. Wahrlich, der Janſenismus hatte immer weit mehr Grund, als der Jeſuitismus ſich durch die Darſtellung des Tartüff verletzt zu fühlen, und Molière dürfte den heutigen Methodiſten noch immer ſo mißbehagen, wie den katholiſchen Devoten ſeiner Zeit. Darum eben iſt Molière ſo groß, weil er, gleich Ariſtophanes und Cervantes, nicht blos temporelle Zufälligkeiten, ſondern das Ewig-Lächerliche, die Urſchwächen der Menſchheit, perſiflirt. Voltaire, der immer nur das Zeitliche und

Unweſentliche angriff, muß ihm in dieſer Beziehung nachſtehen.

Jene Perſiflage aber, namentlich die Voltaireſche, hat in Frankreich ihre Miſſion erfüllt, und wer ſie weiter fortſetzten wollte, handelte eben ſo unzeitgemäß, wie unklug. Denn wenn man die letzten ſichtbaren Reſte des Katholizismus vertilgen würde, könnte es ſich leicht ereignen, daß die Idee deſſelben ſich in eine neue Form, gleichſam in einen neuen Leib flüchtet, und, ſogar den Namen Chriſtenthum ablegend, in dieſer Umwandlung uns noch weit verdrießlicher beläſtigen könnte, als in ihrer jetzigen gebrochenen, ruinirten und allgemein diskreditirten Geſtalt. Ja, es hat ſein Gutes, daß der Spiritualismus durch eine Religion und eine Prieſterſchaft repräſentirt werde, wovon die erſtere ihre beſte Kraft ſchon verloren und letztere mit dem ganzen Freiheitsenthuſiasmus unſerer Zeit in direkter Oppoſition ſteht.

Aber warum iſt uns denn der Spiritualismus ſo ſehr zuwider? Iſt er etwas ſo Schlechtes?

Keineswegs. Roſenoel iſt eine koſtbare Sache, und ein Fläſchchen deſſelben iſt erquickſam, wenn man in den verſchloſſenen Gemächern des Harem ſeine Tage vertrauern muß. Aber wir wollen dennoch nicht, daß man alle Roſen dieſes Lebens zertrete und zerſtampfe, um einige Tropfen Roſenoel zu gewinnen, und mögen dieſe noch ſo tröſtſam wirken. Wir ſind vielmehr wie die Nachtigallen, die ſich gern an der Roſe ſelber ergötzen, und von ihrer erröthend blühenden Erſcheinung eben ſo beſeligt werden, wie von ihrem unſichtbaren Dufte.

Ich habe oben geäußert, daß es eigentlich der Spiritualismus war, welcher bei uns den Katholizismus angriff. Aber dieſes gilt nur vom Anfang der Reformazion; ſobald der Spiritualismus in das alte Kirchengebäude Breſche geſchoſſen, ſtürzte der Senſualismus hervor mit all ſeiner lang verhaltenen Gluth, und Deutſchland wurde der wildeſte Tummelplatz von Freiheitsrauſch und Sinnenluſt. Die unterdrückten Bauern hatten in der neuen Lehre

geiſtliche Waffen gefunden, mit denen ſie den Krieg gegen die Ariſtokratie führen konnten; die Luſt zu einem ſolchen Kriege war ſchon ſeit anderthalb Jahrhundert vorhanden. Zu Münſter lief der Senſualismus nackt durch die Straßen, in der Geſtalt des Jan van Leiden, und legte ſich mit ſeinen zwölf Weibern in jene große Bettſtelle, welche noch heute auf dem dortigen Rathhauſe zu ſehen iſt. Die Kloſterpforten öffneten ſich überall, und Nonnen und Mönchlein ſtürzten ſich in die Arme und ſchnäbelten ſich. Ja, die äußere Geſchichte jener Zeit beſteht faſt aus lauter ſenſualiſchen Emeuten; wie wenig Reſultate davon geblieben, wie der Spiritualismus jene Tumultuanten wieder unterdrückte, wie er allmählich im Norden ſeine Herrſchaft ſicherte, aber durch einen Feind, den er im eigenen Buſen erzogen, nämlich durch die Philoſophie, zu Tode verwundet wurde, ſehen wir ſpäter. Es iſt dieſes eine ſehr verwickelte Geſchichte, ſchwer zu entwirren. Der katholiſchen Partei wird es leicht, nach Belieben die ſchlimmſten

Motive hervorzukehren, und wenn man ſie ſprechen hört, galt es nur die frechſte Sinnlichkeit zu legitimiren und die Kirchengüter zu plündern. Freilich, die geiſtigen Intereſſen müſſen immer mit den materiellen Intereſſen eine Allianz ſchließen, um zu ſiegen. Aber der Teufel hatte die Karten ſo ſonderbar gemiſcht, daß man über die Intenzionen nichts Sicheres mehr ſagen kann.

Die erlauchten Leute, die Anno 1521 im Reichsſaale zu Worms verſammelt waren, mochten wohl allerlei Gedanken im Herzen tragen, die im Widerſpruch ſtanden mit den Worten ihres Mundes. Da ſaß ein junger Kaiſer, der ſich, mit jugendlicher Herrſcherwonne, in ſeinen neuen Purpurmantel wickelte, und ſich heimlich freute, daß der ſtolze Römer, der die Vorgänger im Reiche ſo oft mißhandelt und noch immer ſeine Anmaßungen nicht aufgegeben, jetzt die wirkſamſte Zurechtweiſung gefunden. Der Repräſentant jenes Römers hatte ſeinerſeits wieder die geheime Freude, daß ein Zwieſpalt

unter jenen Deutſchen entſtand, die, wie betrunkene Barbaren, ſo oft das ſchöne Italien überfallen und ausgeplündert, und es noch immer mit neuen Ueberfällen und Plünderungen bedrohten. Die weltlichen Fürſten freuten ſich, daß ſie, mit der neuen Lehre, ſich auch zu gleicher Zeit die alten Kirchengüter zu Gemüthe führen konnten. Die hohen Prälaten überlegten ſchon, ob ſie nicht ihre Köchinnen heirathen und ihre Kurſtaaten, Biethümer und Abteien auf ihre männlichen Sprößlinge vererben könnten. Die Abgeordneten der Städte freuten ſich einer neuen Erweiterung ihrer Unabhängigkeit. Jeder hatte hier was zu gewinnen und dachte heimlich an irdiſche Vortheile.

Doch ein Mann war dort, von dem ich überzeugt bin, daß er nicht an ſich dachte, ſondern nur an die göttlichen Intereſſen, die er vertreten ſollte. Dieſer Mann war Martin Luther, der arme Mönch, den die Vorſehung auserwählt, jene römiſche Weltmacht zu brechen, wogegen ſchon die ſtärkſten Kaiſer und kühnſten

Weiſen vergeblich angekämpft. Aber die Vorſehung weiß ſehr gut, auf welche Schultern ſie ihre Laſten legt; hier war nicht blos eine geiſtige, ſondern auch eine phyſiſche Kraft nöthig. Eines durch klöſterliche Strenge und Keuſchheit von Jugend auf geſtählten Leibes bedurfte es, um die Mühſeligkeiten eines ſolchen Amtes zu ertragen. Unſer theurer Meiſter war damals noch mager und ſah ſehr blaß aus, ſo daß die rothen wohlgefütterten Herren des Reichstags faſt mit Mitleid auf den armſeligen Mann in der ſchwarzen Kutte herabſahen. Aber er war doch ganz geſund, und ſeine Nerven waren ſo feſt, daß ihn der glänzende Tumult nicht im mindeſten einſchüchterte, und gar ſeine Lunge muß ſtark geweſen ſeyn. Denn, nachdem er ſeine lange Vertheidigung geſprochen, mußte er, weil der Kaiſer kein Hochdeutſch verſtand, ſie in lateiniſcher Sprache wiederholen. Ich ärgere mich jedesmal, wenn ich daran denke; denn unſer theurer Meiſter ſtand neben einem offenen Fenſter, der Zugluft ausgeſetzt, während

ihm der Schweiß von der Stirne troff. Durch das lange Reden mochte er wohl ſehr ermüdet und ſein Gaumen mochte wohl etwas trocken geworden ſeyn. Der muß jetzt großen Durſt haben, dachte gewiß der Herzog von Braunſchweig; wenigſtens leſen wir, daß er dem Martin Luther drei Kannen des beſten Eimbecker Biers in die Herberge zuſchickte. Ich werde dieſe edle That dem Hauſe Braunſchweig nie vergeſſen.

Wie von der Reformazion, ſo hat man auch von ihren Helden ſehr falſche Begriffe in Frankreich. Die nächſte Urſache dieſes Nichtbegreifens liegt wohl darin, daß Luther nicht blos der größte, ſondern auch der deutſcheſte Mann unſerer Geſchichte iſt; daß in ſeinem Charakter alle Tugenden und Fehler der Deutſchen auf's Großartigſte vereinigt ſind, daß er auch perſönlich das wunderbare Deutſchland repräſentirt. Dann hatte er auch Eigenſchaften, die wir ſelten vereinigt finden, und die wir gewöhnlich ſogar als feindliche Gegenſätze antreffen.

Er war zugleich ein träumeriſcher Myſtiker und ein praktiſcher Mann in der That. Seine Gedanken hatten nicht blos Flügel, ſondern auch Hände; er ſprach und handelte. Er war nicht blos die Zunge, ſondern auch das Schwert ſeiner Zeit. Auch war er zugleich ein kalter ſcholaſtiſcher Wortklauber und ein begeiſterter, gottberauſchter Prophet. Wenn er des Tags über mit ſeinen dogmatiſchen Diſtinkzionen ſich mühſam abgearbeitet, dann griff er des Abends zu ſeiner Flöte, und betrachtete die Sterne und zerfloß in Melodie und Andacht. Derſelbe Mann, der wie ein Fiſchweib ſchimpfen konnte, er konnte auch weich ſeyn, wie eine zarte Jungfrau. Er war manchmal wild wie der Sturm, der die Eiche entwurzelt, und dann war er wieder ſanft wie der Zephyr, der mit Veilchen koſ't. Er war voll der ſchauerlichſten Gottesfurcht, voll Aufopferung zu Ehren des heiligen Geiſtes, er konnte ſich ganz verſenken in's reine Geiſtthum; und dennoch kannte er ſehr gut die Herrlichkeiten dieſer Erde, und

wußte ſie zu ſchätzen, und aus ſeinem Munde erblühte der famoſe Wahlſpruch: Wer nicht liebt Wein, Weiber und Geſang, der bleibt ein Narr ſein Lebenlang. Er war ein kompleter Menſch, ich möchte ſagen: ein abſoluter Menſch, in welchem Geiſt und Materie nicht getrennt ſind. Ihn einen Spiritualiſten nennen, wäre daher eben ſo irrig, als nennte man ihn einen Senſualiſten. Wie ſoll ich ſagen, er hatte etwas Urſprüngliches, Unbegreifliches, Mirakuleuſes, wie wir es bei allen providenziellen Männern finden, etwas Schauerlich-Naives, etwas Tölpelhaft-Kluges, etwas Erhaben-Bornirtes, etwas Unbezwingbar-Dämoniſches.

Luther's Vater war Bergmann zu Mannsfeld, nnd da war der Knabe oft bei ihm in der unterirdiſchen Werkſtatt, wo die mächtigen Metalle wachſen und die ſtarken Urquellen rieſeln, und das junge Herz hatte vielleicht unbewußt die geheimſten Naturkräfte in ſich eingeſogen, oder wurde gar gefeit von den Berggeiſtern. Daher mag auch ſo viel Erdſtoff,

das iſt die große Offenbarung, die mit ſeligen Farben aus dieſem Bilde leuchtet. Das Pariſer Publikum hat dieſes gemalte Evangelium beſſer aufgenommen, als wenn der heilige Lukas es geliefert hätte. Die Pariſer haben jezt gegen leztern ſogar ein allzuungünſtiges Vorurtheil.

Eine öde Gegend der Romagna im italieniſch blühendſten Abendlichte erblicken wir auf dem Robertſchen Gemälde. Der Mittelpunkt deſſelben iſt ein Bauerwagen, der von zwei großen, mit ſchweren Ketten geſchirrten Büffeln gezogen wird, und mit einer Familie von Landleuten beladen iſt, die eben Halt machen will. Rechts ſizen Schnitterinnen neben ihren Garben und ruhen aus von der Arbeit, während ein Dudelſackpfeifer muſizirt und ein luſtiger Geſell zu dieſen Tönen tanzt, ſeelenvergnügt, und es iſt als hörte man die Melodie und die Worte:

Damigella, tutta bella,
Versa, versa il bel vino!

Links kommen ebenfalls Weiber mit Fruchtgarben, jung und ſchön, Blumen, belaſtet mit Aehren; auch kommen von derſelben Seite zwei junge Schnitter, wovon der Eine etwas wollüſtig ſchmachtend mit zu Boden geſenktem Blick einherſchwankt, der Andre aber, mit aufgehobener Sichel, in die Höhe jubelt. Zwiſchen den beiden Büffeln des Wagens ſteht ein ſtämmiger, braunbruſtiger Burſche, der nur der Knecht zu ſeyn ſcheint und ſtehend Sieſte hält. Oben auf dem Wagen, an der einen Seite, liegt, weich gebettet, der Großvater, ein milder, erſchöpfter Greis, der aber vielleicht geiſtig den Familienwagen lenkt; an der andern Seite erblickt man deſſen Sohn, einen kühnruhigen, männlichen Mann, der mit untergeſchlagenem Beine auf dem Rücken des einen Büffels ſizt und das ſichtbare Zeichen des Herrſchers, die Peitſche, in den Händen hat; etwas höher auf dem Wagen, faſt erhaben, ſteht das junge ſchöne Eheweib des Mannes, ein Kind im Arm, eine Roſe mit einer Knospe, und neben ihr

Demokrazien. Die Religion ſelber wird eine andere; es verſchwindet daraus das indiſch gnoſtiſche Element, und wir ſehen, wie ſich wieder das judäiſch-deiſtiſche Element darin erhebt. Es entſteht das evangeliſche Chriſtenthum. Indem die nothwendigſten Anſprüche der Materie nicht blos berückſichtigt, ſondern auch legitimirt werden, wird die Religion wieder eine Wahrheit. Der Prieſter wird Menſch, und nimmt ein Weib und zeugt Kinder, wie Gott es verlangt. Dagegen Gott ſelbſt wird wieder ein himmliſcher Hageſtolz ohne Familie; die Legitimität ſeines Sohnes wird beſtritten; die Heiligen werden abgedankt; den Engeln werden die Flügel beſchnitten; die Mutter Gottes verliert alle ihre Anſprüche an die himmliſche Krone und es wird ihr unterſagt, Wunder zu thun. Ueberhaupt von nun an, beſonders ſeit die Naturwiſſenſchaften ſo große Fortſchritte machen, hören die Wunder auf. Sei es nun, daß es den lieben Gott verdrießt, wenn ihm die Phyſiker ſo mißtrauiſch

auf die Finger ſehen, ſei es auch, daß er nicht gern mit Bosko konkuriren will: ſogar in der jüngſten Zeit, wo die Religion ſo ſehr gefährdet iſt, hat er es verſchmäht, ſie durch irgend ein eklatantes Wunder zu unterſtützen. Vielleicht wird er von jetzt an, bei allen neuen Religionen, die er auf dieſer Erde einführt, ſich auf gar keine heiligen Kunſtſtücke mehr einlaſſen, und die Wahrheiten der neuen Lehren immer durch die Vernunft beweiſen; was auch am vernünftigſten iſt. Wenigſtes beim Saint-Simonismus, welcher die neueſte Religion, iſt gar kein Wunder vorgefallen, ausgenommen etwa, daß eine alte Schneiderrechnung, die Saint-Simon auf Erden ſchuldig geblieben, zehn Jahr nach ſeinem Tode, von ſeinen Schülern baar bezahlt worden iſt. Noch ſehe ich, wie der vortreffliche Père Olinde in der Salle-Taitbout, begeiſtrungsvoll ſich erhebt, und der erſtaunten Gemeinde die quittirte Schneiderrechnung vorhält. Junge Epiziérs ſtutzten ob ſolchem übernatürlichen Zeugniß. Die Schneider aber fingen ſchon an zu glauben!

Indeſſen, wenn bei uns in Deutſchland, durch den Proteſtantismus, mit den alten Mirakeln auch ſehr viele andere Poeſie verloren ging, ſo gewannen wir doch mannichfaltigen Erſatz. Die Menſchen wurden tugendhafter und edler. Der Proteſtantismus hatte den günſtigſten Einfluß auf jene Reinheit der Sitten und jene Strenge in der Ausübung der Pflichten, welche wir gewöhnlich Moral nennen; ja, der Proteſtantismus hat in manchen Gemeinden eine Richtung genommen, wodurch er am Ende mit dieſer Moral ganz zuſammenfällt, und das Evangelium nur als ſchöne Parabel gültig bleibt. Beſonders ſehen wir jetzt eine erfreuliche Veränderung im Leben der Geiſtlichen. Mit dem Cölibat verſchwanden auch fromme Unzüchten und Mönchslaſter. Unter den proteſtantiſchen Geiſtlichen finden wir nicht ſelten die tugendhafteſten Menſchen, Menſchen, vor denen ſelbſt die alten Stoiker Reſpekt hätten. Man muß zu Fuß, als armer Student, durch Norddeutſchland wandern, um

zu erfahren, wie viel Tugend, und damit ich der Tugend ein ſchönes Beiwort gebe, wie viel evangeliſche Tugend manchmal in ſo einer ſcheinloſen Pfarrerwohnung zu finden iſt. Wie oft, des Winterabends, fand ich da eine gaſtfreie Aufnahme, ich ein Fremder, der keine andere Empfehlung mitbrachte, außer daß ich Hunger hatte und müde war. Wenn ich dann gut gegeſſen und gut geſchlafen hatte, und des Morgens weiter ziehen wollte, kam der alte Paſtor im Schlafrock und gab mir noch den Segen auf den Weg, welches mir nie Unglück gebracht hat; und die gutmüthig geſchwätzige Frau Paſtorin ſteckte mir einige Butterbröde in die Taſche, welche mich nicht minder erquickten; und in ſchweigender Ferne ſtanden die ſchönen Predigertöchter mit ihren erröthenden Wangen und Veilchenaugen, deren ſchüchternes Feuer, noch in der Erinnerung, für den ganzen Wintertag mein Herz erwärmte.

Indem Luther den Satz ausſprach, daß man ſeine Lehre nur durch die Bibel ſelber,

oder durch vernünftige Gründe, widerlegen müſſe, war der menſchlichen Vernunft das Recht eingeräumt, die Bibel zu erklären und ſie, die Vernunft, war als oberſte Richterin in allen religiöſen Streitfragen anerkannt. Dadurch entſtand in Deutſchland die ſogenannte Geiſtesfreiheit, oder, wie man ſie ebenfalls nennt, die Denkfreiheit. Das Denken ward ein Recht und die Befugniſſe der Vernunft wurden legitim. Freilich, ſchon ſeit einigen Jahrhunderten hatte man ziemlich frei denken und reden können, und die Scholaſtiker haben über Dinge disputirt, wovon wir kaum begreifen, wie man ſie im Mittelalter auch nur ausſprechen durfte. Aber dieſes geſchah vermittelſt der Diſtinkzion, welche man zwiſchen theologiſcher und philoſophiſcher Wahrheit machte, eine Diſtinkzion, wodurch man ſich gegen Ketzerei ausdrücklich verwahrte; und das geſchah auch nur innerhalb den Hörſälen der Univerſitäten, und in einem gothiſch abſtruſen Latein, wovon doch das Volk nichts verſtehen konnte, ſo

daß wenig Schaden für die Kirche dabei zu befürchten war. Dennoch hatte die Kirche ſolches Verfahren nie eigentlich erlaubt, und dann und wann hat ſie auch wirklich einen armen Scholaſtiker verbrannt. Jetzt, aber, ſeit Luther, machte man gar keine Diſtinkzion mehr zwiſchen theologiſcher und philoſophiſcher Wahrheit, und man disputirte auf öffentlichem Markt, und in der deutſchen Landesſprache und ohne Scheu und Furcht. Die Fürſten, welche die Reformazion annahmen, haben dieſe Denkfreiheit legitimiſirt, und eine wichtige, weltwichtige Blüthe derſelben iſt die deutſche Philoſophie.

In der That, nicht einmal in Griechenland hat der menſchliche Geiſt ſich ſo frei ausſprechen können wie in Deutſchland, ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zur franzöſiſchen Invaſion. Namentlich in Preußen herrſchte eine grenzenloſe Gedankenfreiheit. Der Marquis von Brandenburg hatte begriffen, daß er, der nur durch das proteſtantiſche Prinzip ein legitimer König von Preußen ſein konnte, auch

die proteſtantiſche Denkfreiheit aufrecht erhalten mußte.

Seitdem freilich haben ſich die Dinge verändert, und der natürliche Schirmvogt unſerer proteſtantiſchen Denkfreiheit hat ſich, zur Unterdrückung derſelben, mit der ultramontanen Partei verſtändigt, und er benutzt oft dazu die Waffe, die das Papſtthum zuerſt gegen uns erſonnen und angewandt: die Cenſur.

Sonderbar! Wir Deutſchen ſind das ſtärkſte und das klügſte Volk. Unſere Fürſtengeſchlechter ſitzen auf allen Thronen Europas, unſere Rothſchilde beherrſchen alle Börſen der Welt, unſere Gelehrten regieren in allen Wiſſenſchaften, wir haben das Pulver erfunden und die Buchdruckerei; — und dennoch, wer bei uns eine Piſtole losſchießt bezahlt drei Thaler Strafe, und wenn wir in den Hamburger Correſpondent ſetzen wollen: „meine liebe Gattin iſt in Wochen gekommen, mit einem Töchterlein, ſchön wie die Freiheit!“ dann

greift der Herr Doctor Hoffmann zu ſeinem Rothſtift und ſtreicht uns „die Freiheit.“

Wird dieſes noch lange geſchehen können? Ich weiß nicht. Aber ich weiß, die Frage der Preßfreiheit, die jetzt in Deutſchland ſo heftig diskutirt wird, knüpft ſich bedeutungsvoll an die obigen Betrachtungen, und ich glaube ihre Löſung iſt nicht ſchwer, wenn man bedenkt, daß die Preßfreiheit nichts anderes iſt, als die Konſequenz der Denkfreiheit und ſogleich ein proteſtantiſches Recht. Für Rechte dieſer Art hat der Deutſche ſchon ſein beſtes Blut gegeben, und er durfte wohl dahin gebracht werden, noch einmal in die Schranken zu treten.

Daſſelbe iſt anwendbar auf die Frage von der akademiſchen Freiheit, die jetzt ſo leidenſchaftlich die Gemüther in Deutſchland bewegt. Seit man entdeckt zu haben glaubt, daß auf den Univerſitäten am meiſten politiſche Aufregung, nämlich Freiheitsliebe, herrſcht, ſeitdem wird den Souverainen von allen Seiten inſinuirt, daß man dieſe Inſtitute unter-

drücken, oder doch wenigſtens in gewöhnliche Unterrichtsanſtalten verwandeln müſſe. Da werden nun Plane geſchmiedet und das Pro und Kontra diskutirt. Die öffentlichen Gegner der Univerſitäten, eben ſo wenig wie die öffentlichen Vertheidiger, die wir bisher vernommen, ſcheinen aber die letzten Gründe der Frage nicht zu verſtehen. Jene begreifen nicht, daß die Jugend überall, und unter allen Disciplinen, für die Intereſſen der Freiheit begeiſtert ſein wird, und daß, wenn man die Univerſitäten unterdrückt, jene begeiſterte Jugend anderswo, und vielleicht, in Verbindung mit der Jugend des Handelsſtands und der Gewerbe, ſich deſto thatkräftiger ausſprechen wird. Die Vertheidiger ſuchen nur zu beweiſen, daß mit den Univerſitäten auch die Blüthe der deutſchen Wiſſenſchaftlichkeit zu Grunde ginge, daß eben die akademiſche Freiheit den Studien ſo nützlich ſey, daß die Jugend dadurch ſo hübſch Gelegenheit finde, ſich vielſeitig auszubilden u. ſ. w. Als ob es auf einige griechiſche

Vokabeln oder einige Rohheiten mehr oder weniger hier ankomme!

Und was gölte den Fürſten alle Wiſſenſchaft, Studien oder Bildung, wenn die heilige Sicherheit ihrer Throne gefährdet ſtünde! Sie waren heroiſch genug, alle jene relativen Güter für das einzig abſolute, für ihre abſolute Herrſchaft aufzuopfern. Denn dieſe iſt ihnen von Gott anvertraut und wo der Himmel gebietet, müſſen alle irdiſchen Rückſichten weichen.

Mißverſtand iſt ſowohl auf Seiten der armen Profeſſoren, die als Vertreter, wie auf Seiten der Regierungsbeamten, die als Gegner der Univerſitäten öffentlich auftreten. Nur die katholiſche Propaganda in Deutſchland begreift die Bedeutung derſelben, dieſe frommen Obſcuranten ſind die gefährlichſten Gegner unſeres Univerſitätsſyſtems, dieſe wirken dagegen meuchleriſch mit Lug und Trug, und gar, wenn ſich einer von ihnen den liebevollen Anſchein giebt, als wollte er den Univerſitäten das Wort reden, offenbart ſich die jeſuitiſche Intrigue.

Wohl wiſſen dieſe feigen Heuchler, was hier auf dem Spiel ſteht zu gewinnen. Denn mit den Univerſitäten fällt auch die proteſtantiſche Kirche, die ſeit der Reformazion nur in jenen wurzelt, ſo daß die ganze proteſtantiſche Kirchengeſchichte der letzten Jahrhunderte faſt nur aus den theologiſchen Streitigkeiten der Wittenberger, Leipziger, Tübinger und Halle'ſchen Univerſitätsgelehrten beſteht. Die Conſiſtorien ſind nur der ſchwache Abglanz der theologiſchen Fakultät, ſie verlieren mit dieſer allen Halt und Charakter, und ſinken in die öde Abhängigkeit der Miniſterien oder gar der Polizei.

Doch laßt uns ſolchen melancholiſchen Betrachtungen nicht zu viel Raum geben, um ſo mehr, da wir hier noch von dem providenziellen Manne zu reden haben, durch welchen ſo Großes für das deutſche Volk geſchehen. Ich habe oben gezeigt, wie wir durch ihn zur größten Denkfreiheit gelangt. Aber dieſer Martin Luther gab uns nicht blos die Freiheit der Bewegung, ſondern auch das Mittel der

Bewegung, dem Geiſt gab er nämlich einen Leib. Er gab dem Gedanken auch das Wort. Er ſchuf die deutſche Sprache.

Dieſes geſchah, indem er die Bibel überſetzte.

In der That, der göttliche Verfaſſer dieſes Buchs ſcheint es eben ſo gut wie wir Andere gewußt zu haben, daß es gar nicht gleichgültig iſt durch wen man überſetzt wird, und er wählte ſelber ſeinen Ueberſetzer, und verlieh ihm die wunderſame Kraft, aus einer todten Sprache, die gleichſam ſchon begraben war, in eine andere Sprache zu überſetzen, die noch gar nicht lebte.

Man beſaß zwar die Vulgata, die man verſtand, ſo wie auch die Septuaginta, die man ſchon verſtehen konnte. Aber die Kenntniß des Hebräiſchen war in der chriſtlichen Welt ganz erloſchen. Nur die Juden, die ſich, hie und da, in einem Winkel dieſer Welt verborgen hielten, bewahrten noch die Tradizionen dieſer Sprache. Wie ein Geſpenſt, das einen Schatz

bewacht, der ihm einſt im Leben anvertraut worden, ſo ſaß dieſes gemordete Volk, dieſes Volk-Geſpenſt, in ſeinen dunklen Ghettos und bewahrte dort die hebräiſche Bibel; und in dieſe verrufenen Schlupfwinkel ſah man die deutſchen Gelehrten heimlich hinabſteigen, um den Schatz zu heben, um die Kenntniß der hebräiſchen Sprache zu erwerben. Als die katholiſche Geiſtlichkeit merkte, daß ihr von dieſer Seite Gefahr drohte, daß das Volk auf dieſem Seitenweg zum wirklichen Wort Gottes gelangen und die römiſchen Fälſchungen entdecken konnte: da hätte man gern auch die jüdiſche Tradizion unterdrückt, und man ging damit um, alle hebräiſchen Bücher zu vernichten, und am Rhein begann die Bücherverfolgung, wogegen unſer vortrefflicher Doktor Reuchlin ſo glorreich gekämpft hat. Die Kölner Theologen, die damals agirten, beſonders Hochſtraaten, waren keineswegs ſo geiſtesbeſchränkt, wie der tapfere Mitkämpfer Reuchlin's, Ritter Ulrich von Hutten ſie in ſeinen litteris obscurorum

virorum ſchildert. Es galt die Unterdrückung der hebräiſchen Sprache. Als Reuchlin ſiegte, konnte Luther ſein Werk beginnen. In einem Briefe, den dieſer damals an Reuchlin ſchrieb, ſcheint er ſchon zu fühlen, wie wichtig der Sieg war, den jener erfochten, und in einer abhängig ſchwierigen Stellung erfochten, während er, der Auguſtinermönch, ganz unabhängig ſtand; ſehr naiv ſagt er in dieſem Briefe: ego nihil timeo, quia nihil habeo.

Wie aber Luther zu der Sprache gelangt iſt, worin er ſeine Bibel überſetzte, iſt mir bis auf dieſe Stunde unbegreiflich. Der altſchwäbiſche Dialekt war, mit der Ritterpoeſie der Hohenſtaufenſchen Kaiſerzeit, gänzlich untergegangen. Der altſächſiſche Dialekt, das ſogenannte Plattdeutſche, herrſchte nur in einem Theile des nördlichen Deutſchlands, und hat ſich, trotz aller Verſuche, die man gemacht, nie zu literäriſchen Zwecken eignen wollen. Nahm Luther zu ſeiner Bibelüberſetzung die Sprache, die man im heutigen Sachſen ſprach, ſo hätte

Adelung Recht gehabt, zu behaupten, daß der sächsische, namentlich der meißensche Dialekt, unser eigentliches Hochdeutsch, d. h. unsere Schriftsprache, sey. Aber dieses ist längst widerlegt worden, und ich muß dieses hier um so schärfer erwähnen, da solcher Irrthum in Frankreich noch immer Gäng und Gäbe ist. Das heutige Sächsische war nie ein Dialekt des deutschen Volks, eben so wenig, wie etwa das Schlesische; denn so wie dieses, entstand es durch slavische Färbung. Ich bekenne daher offenherzig, ich weiß nicht, wie die Sprache, die wir in der lutherischen Bibel finden, entstanden ist. Aber ich weiß, daß durch diese Bibel, wovon die junge Presse, die schwarze Kunst, Tausende von Exemplaren in's Volk schleuderte, die lutherische Sprache in wenigen Jahren über ganz Deutschland verbreitet und zur allgemeinen Schriftsprache erhoben wurde. Diese Schriftsprache herrscht noch immer in Deutschland, und giebt diesem politisch und religiös zerstückelten Lande eine literärische

Einheit. Ein ſolches unſchätzbares Verdienſt mag uns bei dieſer Sprache dafür entſchädigen, daß ſie, in ihrer heutigen Ausbildung, etwas von jener Innigkeit entbehrt, welche wir bei Sprachen, die ſich aus einem einzigen Dialekt gebildet, zu finden pflegen. Die Sprache in Luther's Bibel entbehrt jedoch durchaus nicht einer ſolchen Innigkeit, und dieſes alte Buch iſt eine ewige Quelle der Verjüngung für unſere Sprache. Alle Ausdrücke und Wendungen, die in der lutheriſchen Bibel ſtehn, ſind deutſch, der Schriftſteller darf ſie immerhin noch gebrauchen; und da dieſes Buch in den Händen der ärmſten Leute iſt, ſo bedürfen dieſe keiner beſonderen gelehrten Anleitung, um ſich literariſch ausſprechen zu können.

Dieſer Umſtand wird, wenn bei uns die politiſche Revolution ausbricht, gar merkwürdige Erſcheinungen zur Folge haben. Die Freiheit wird überall ſprechen können und ihre Sprache wird bibliſch ſeyn.

Luther's Originalſchriften haben ebenfalls dazu beigetragen, die deutſche Sprache zu fixiren. Durch ihre polemiſche Leidenſchaftlichkeit drangen ſie tief in das Herz der Zeit. Ihr Ton iſt nicht immer ſauber. Aber man macht auch keine religiöſe Revoluzion mit Orangenblüthe. Zu dem groben Klotz gehört manchmal ein grober Keil. In der Bibel iſt Luther's Sprache aus Ehrfurcht vor dem gegenwätigen Geiſt Gottes, immer in eine gewiſſe Würde gebannt. In ſeinen Streitſchriften hingegen überläßt er ſich einer plebejiſchen Rohheit, die oft eben ſo widerwärtig, wie grandios iſt. Seine Ausdrücke und Bilder gleichen dann jenen rieſenhaften Steinfiguren, die wir in indiſchen oder aegyptiſchen Tempelgrotten finden, und deren grelles Colorit und abenteuerliche Häßlichkeit uns zugleich abſtößt und anzieht. Durch dieſen barocken Felſenſtyl erſcheint uns der kühne Mönch manchmal wie ein religiöſer Danton, ein Prediger des Berges, der, von der Höhe

deſſelben, die bunten Wortblöcke hinabſchmettert auf die Häupter ſeiner Gegner.

Merkwürdiger und bedeutender als dieſe proſaiſchen Schriften ſind Luther's Gedichte, die Lieder, die, in Kampf und Noth, aus ſeinem Gemüthe entſproſſen. Sie gleichen manchmal einer Blume, die auf einem Felſen wächſt, manchmal einem Mondſtrahl, der über ein bewegtes Meer hinzittert. Luther liebte die Muſik, er hat ſogar einen Traktat über dieſe Kunſt geſchrieben, und ſeine Lieder ſind daher außerordentlich melodiſch. Auch in dieſer Hinſicht gebührt ihm der Name: Schwan von Eisleben. Aber er war nichts weniger als ein milder Schwan in manchen Geſängen, wo er den Muth der Seinigen anfeuert und ſich ſelber zur wildeſten Kampfluſt begeiſtert. Ein Schlachtlied war jener trotzige Geſang, womit er und ſeine Begleiter in Worms einzogen. Der alte Dom zitterte bei dieſen neuen Klängen, und die Raben erſchraken in ihren obſkuren Thurmneſtern. Jenes Lied, die Marſeiller

Hymne der Reformazion, hat bis auf unſere Tage ſeine begeiſternde Kraft bewahrt.

Eine feſte Burg iſt unſer Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alte böſe Feind
Mit Ernſt er's jetzt meint,
Groß Macht und viel Liſt
Sein grauſam Rüſtung iſt,
Auf Erd' iſt nicht ſein's Gleichen.

Mit unſrer Macht iſt nichts gethan,
Wir ſind gar bald verloren,
Es ſtreit't für uns der rechte Mann,
Den Gott ſelbſt hat erkoren.
Fragſt du, wer es iſt?
Er heißt Jeſus Chriſt,
Der Herr Zebaoth,
Und iſt kein and'rer Gott,
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollten uns verſchlingen,
So fürchten wir uns nicht ſo ſehr,
Es ſoll uns doch gelingen;
Der Fürſt dieſer Welt,
Wie ſauer er ſich ſtellt,
Thut er uns doch nicht,
Das macht, er iſt gericht',
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn,
Und keinen Dank dazu haben,
Es iſt bei uns wohl auf dem Plan
Mit ſeinem Geiſt und Gaben.
Nehmen ſie uns den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib,
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben.

Ich habe gezeigt, wie wir unſerm theuern Doktor Martin Luther die Geiſtesfreiheit verdanken, welche die neuere Literatur zu ihrer

Entfaltung bedurfte. Ich habe gezeigt, wie er uns auch das Wort ſchuf, die Sprache, worin dieſe neue Literatur ſich ausſprechen konnte. Ich habe jetzt nur noch hinzuzufügen, daß er auch ſelber dieſe Literatur eröffnet, daß dieſe, und ganz eigentlich die ſchöne Literatur mit Luther beginnt, daß ſeine geiſtlichen Lieder ſich als die erſten wichtigen Erſcheinungen derſelben ausweiſen und ſchon den beſtimmten Charakter derſelben kund geben. Wer über die neuere deutſche Literatur reden will, muß daher mit Luther beginnen, und nicht etwa mit einem Nüremberger Spießbürger, Namens Hans Sachs, wie aus unredlichem Mißwollen von einigen romantiſchen Literatoren geſchehen iſt. Hans Sachs, dieſer Troubadour der ehrbaren Schuſterzunft, deſſen Meiſtergeſang nur eine läppiſche Parodie der früheren Minnelieder und deſſen Dramen nur eine töpelhafte Traveſtie der alten Myſterien, dieſer pedantiſche Hanswurſt, der die freie Naivität des Mittelalters ängſtlich nachäfft, iſt vielleicht als der letzte Poet der älteren Zeit,

keineswegs aber als der erſte Poet der neueren Zeit zu betrachten. Es wird dazu keines weiteren Beweiſes bedürfen, als daß ich den Gegenſatz unſerer neuen Literatur zur älteren mit beſtimmten Worten erörtere.

Betrachten wir daher die deutſche Literatur, die vor Luther blühte, ſo finden wir:

1) Ihr Material, ihr Stoff iſt, wie das Leben des Mittelalters ſelbſt, eine Miſchung zweier heterogener Elemente, die in einem langen Zweikampf ſich ſo gewaltig umſchlungen, daß ſie am Ende in einander verſchmolzen, nämlich: die germaniſche Nazionalität und das indiſch gnoſtiſche, ſogenannte katholiſche Chriſtenthum.

2) Die Behandlung, oder vielmehr der Geiſt der Behandlung in dieſer älteren Literatur iſt romantiſch. Abuſive ſagt man daſſelbe auch von dem Material jener Literatur, von allen Erſcheinungen des Mittelalters, die durch die Verſchmelzung der erwähnten beiden Elemente, germaniſche Nazionalität und katholiſches Chriſten-

thum, entſtanden ſind. Denn, wie einige Dichter des Mittelalters die griechiſche Geſchichte und Mythologie ganz romantiſch behandelt haben, ſo kann man auch die mittelalterlichen Sitten und Legenden in klaſſiſcher Form darſtellen. Die Ausdrücke „klaſſiſch“ und „romantiſch“ beziehen ſich alſo nur auf den Geiſt der Behandlung. Die Behandlung iſt klaſſiſch, wenn die Form des Dargeſtellten ganz indentiſch iſt mit der Idee des Darzuſtellenden, wie dieſes der Fall iſt bei den Kunſtwerken der Griechen, wo daher in dieſer Identität auch die größte Harmonie zwiſchen Form und Idee zu finden. Die Behandlung iſt romantiſch, wenn die Form nicht durch Identität die Idee offenbart, ſondern paraboliſch dieſe Idee errathen läßt. Ich gebrauche hier das Wort „paraboliſch“ lieber als das Wort „ſymboliſch.“ Die griechiſche Mythologie hatte eine Reihe von Göttergeſtalten, deren jede, bei aller Identität der Form und der Idee, dennoch eine ſymboliſche Bedeutung bekommen konnte. Aber in dieſer griechiſchen

Religion war eben nur die Geſtalt der Götter beſtimmt, alles andere, ihr Leben und Treiben, war der Willkür der Poeten zur beliebigen Behandlung überlaſſen. In der chriſtlichen Religion hingegen giebt es keine ſo beſtimmte Geſtalten, ſondern beſtimmte Fakta, beſtimmte heilige Ereigniſſe und Thaten, worin das dichtende Gemüth des Menſchen eine paraboliſche Bedeutung legen konnte. Man ſagt, Homer habe die griechiſchen Götter erfunden; das iſt nicht wahr, ſie exiſtirten ſchon vorher in beſtimmten Umriſſen, aber er erfand ihre Geſchichten. Die Künſtler des Mittelalters hingegen wagten nimmermehr in dem geſchichtlichen Theil ihrer Religion das mindeſte zu erfinden; der Sündenfall, die Menſchwerdung, die Taufe, die Kreuzigung u. dgl. waren unantaſtbare Thatſachen, woran nicht gemodelt werden durfte, worin aber das dichtende Gemüth der Menſchen eine paraboliſche Bedeutung legen konnte. In dieſem paraboliſchen Geiſt wurden nun auch alle Künſte im Mittel-

alter behandelt, und dieſe Behandlung iſt romantiſch. Daher in der Poeſie des Mittelalters jene myſtiſche Allgemeinheit; die Geſtalten ſind ſo ſchattenhaft, was ſie thun iſt ſo unbeſtimmt, alles iſt darin ſo dämmernd, wie von wechſelndem Mondlicht beleuchtet; die Idee iſt in der Form nur wie ein Räthſel angedeutet, und wir ſehen hier eine vague Form, wie ſie eben zu einer ſpiritualiſtiſchen Literatur geeignet war. Da iſt nicht wie bei den Griechen eine ſonnenklare Harmonie zwiſchen Form und Idee; ſondern, manchmal überragt die Idee die gegebene Form, und dieſe ſtrebt verzweiflungsvoll jene zu erreichen, und wir ſehen dann bizarre, abenteuerliche Erhabenheit: manchmal iſt die Form ganz der Idee über den Kopf gewachſen, ein läppiſch winziger Gedanke ſchleppt ſich einher in einer koloſſalen Form, und wir ſehen groteske Farce; faſt immer ſahen wir Unförmlichkeit.

3) Der allgemeine Charakter jener Literatur war, daß ſich in allen Produkten derſelben jener feſte, ſichere Glaube kund gab, der damals in

allen weltlichen wie geiſtlichen Dingen herrſchte. Baſirt auf Autoritäten waren alle Anſichten der Zeit; der Dichter wandelte, mit der Sicherheit eines Mauleſels, längs den Abgründen des Zweifels, und es herrſcht in ſeinen Werken eine kühne Ruhe, eine ſelige Zuverſicht, wie ſie ſpäter unmöglich war, als die Spitze jener Autoritäten, nämlich die Autorität des Papſtes, gebrochen war und alle anderen nachſtürzten. Die Gedichte des Mittelalters haben daher alle denſelben Charakter, es iſt als habe ſie nicht der einzelne Menſch, ſondern das ganze Volk gedichtet; ſie ſind objektiv, epiſch und naiv.

In der Literatur hingegen, die mit Luther emporblüht, finden wir ganz das Gegentheil:

1) Ihr Material, der Stoff, der behandelt werden ſoll, iſt der Kampf der Reformazionsintereſſen und Anſichten mit der alten Ordnung der Dinge. Dem neuen Zeitgeiſt iſt jener Miſchglaube, der aus den erwähnten zwei Elementen, germaniſche Nazionalität und indiſch

gnoſtiſches Chriſtenthum, entſtanden iſt, gänzlich zuwider; letzteres dünkt ihm heidniſche Götzendienerei, an deſſen Stelle die wahre Religion des judaiſch deiſtiſchen Evangeliums treten ſoll. Eine neue Ordnung der Dinge geſtaltet ſich; der Geiſt macht Empfindungen, die das Wohlſein der Materie befördern; durch das Gedeihen der Induſtrie und durch die Philoſophie wird der Spiritualismus in der öffentlichen Meinung diskreditirt; der dritte Stand erhebt ſich; die Revoluzion grollt ſchon in den Herzen und Köpfen; und was die Zeit fühlt und denkt und bedarf und will, wird ausgeſprochen, und das iſt der Stoff der modernen Literatur.

2) Der Geiſt der Behandlung iſt nicht mehr romantiſch, ſondern klaſſiſch. Durch das Wiederaufleben der alten Literatur verbreitete ſich über ganz Europa eine freudige Begeiſterung für die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, und die Gelehrten,

die Einzigen, welche damals ſchrieben, ſuchten den Geiſt des klaſſiſchen Alterthums ſich anzueignen, oder wenigſtens in ihren Schriften die klaſſiſchen Kunſtformen nachzubilden. Konnten ſie nicht, gleich den Griechen, eine Harmonie der Form und der Idee erreichen, ſo hielten ſie ſich doch deſto ſtrenger an das Aeußere der griechiſchen Behandlung, ſie ſchieden, nach griechiſcher Vorſchrift, die Gattungen, enthielten ſich jeder romantiſchen Extravaganz, und in dieſer Beziehung nennen wir ſie klaſſiſch.

3) Der allgemeine Charakter der modernen Literatur beſteht darin, daß jetzt die Individualität und die Skepſis vorherrſchen. Die Autoritäten ſind niedergebrochen; nur die Vernunft iſt jetzt des Menſchen einzige Lampe, und ſein Gewiſſen iſt ſein einziger Stab in den dunkeln Irrgängen dieſes Lebens. Der Menſch ſteht jetzt allein ſeinem Schöpfer gegenüber, und ſingt ihm ſein Lied. Daher beginnt dieſe Literatur mit geiſtlichen Geſängen.

Aber auch ſpäter, wo ſie weltlich wird, herrſcht darin das innigſte Selbſtbewußtſein, das Gefühl der Perſönlichkeit. Die Poeſie iſt jetzt nicht mehr objektiv, epiſch und naiv, ſondern ſubjektiv, lyriſch und reflektirend.

Zweites Buch.

Im vorigen Buche haben wir von der großen religiösen Revoluzion gehandelt, die von Martin Luther in Deutschland repräsentirt ward. Jetzt haben wir von der philosophischen Revoluzion zu sprechen, die aus jener hervorging, ja, die eben nichts anderes ist, wie die letzte Consequenz des Protestantismus.

Ehe wir aber erzählen wie diese Revoluzion durch Immanuel Kant zum Ausbruch kam, müssen wir die philosophischen Vorgänge im Auslande, die Bedeutung des Spinoza, die Schicksale der Leibnitzischen Philosophie, die Wechselverhältnisse dieser Philosophie und der

Religion, die Reibungen derſelben, ihr Zerwürfniß u. dgl. mehr erwähnt werden. Beſtändig aber halten wir im Auge diejenigen von den Fragen der Philoſophie, denen wir eine ſociale Bedeutung beimeſſen, und zu deren Löſung ſie mit der Religion konkurrirt.

Dieſes iſt nun die Frage von der Natur Gottes. Gott iſt Anfang und Ende aller Weisheit! ſagen die Gläubigen in ihrer Demuth, und der Philoſoph, in allem Stolze ſeines Wiſſens, muß dieſem frommen Spruche beiſtimmen.

Nicht Baco, wie man zu lehren pflegt, ſondern Rene Descartes iſt der Vater der neuern Philoſophie, und in welchem Grade die deutſche Philoſophie von ihm abſtammt, werden wir ganz deutlich zeigen.

Rene Descartes iſt ein Franzoſe, und dem großen Frankreich gebührt auch hier der Ruhm der Iniziative. Aber das große Frankreich, das geräuſchvolle, bewegte, vielſchwatzende Land

der Franzoſen, war nie ein geeigneter Boden für Philoſophie, dieſe wird vielleicht niemals darauf gedeihen, und das fühlte Rene Descartes, und er ging nach Holland, dem ſtillen, ſchweigenden Lande der Trekſchuiten und Holländer, und dort ſchrieb er ſeine philoſophiſchen Werke. Nur dort konnte er ſeinen Geiſt von dem tradizionellen Formalismus befreien und eine ganze Philoſophie aus reinen Gedanken empor=bauen, die weder dem Glauben noch der Empirie abgeborgt ſind, wie es ſeitdem von jeder wahren Philoſophie verlangt wird. Nur dort konnte er ſo tief in des Denkens Abgründe ſich verſenken, daß er es in den letzten Gründen des Selbſtbewußtſeins ertappte, und er eben durch den Gedanken das Selbſtbewußtſein konſtatiren konnte, in dem weltberühmten Satze: cogito ergo sum.

Aber auch vielleicht nirgends anders als in Holland konnte Descartes es wagen, eine Philoſophie zu lehren, die mit allen Tradizionen der Vergangenheit in den offenbarſten Kampf

gerieth. Ihm gebührt die Ehre, die Autonomie der Philoſophie geſtiftet zu haben; dieſe brauchte nicht mehr die Erlaubniß zum Denken von der Theologie zu erbetteln und durfte ſich jetzt als ſelbſtſtändige Wiſſenſchaft neben dieſelbe hinſtellen. Ich ſage nicht: derſelben entgegenſetzen, denn es galt damals der Grundſatz: die Wahrheiten, wozu wir durch die Philoſophie gelangen, ſind am Ende dieſelben, welche uns auch die Religion überliefert. Die Scholaſtiker, wie ich ſchon früher bemerkt, hatten hingegen der Religion nicht blos die Supremaţie über die Philoſophie eingeräumt, ſondern auch dieſe letztere für ein nichtiges Spiel, für eitel Wortfechterei erklärt, ſobald ſie mit den Dogmen der Religion in Widerſpruch gerieth. Den Scholaſtikern war es nur darum zu thun, ihre Gedanken auszuſprechen, gleichviel unter welcher Bedingung. Sie ſagten Ein mal Ein iſt Eins, und bewieſen es; aber ſie ſetzten lächelnd hinzu, das iſt wieder ein Irrthum der menſchlichen Vernunft, die immer irrt, wenn ſie mit den

Beſchlüſſen der Oekumeniſchen Concilien in Widerſpruch geräth; Ein mal Eins iſt Drei, und das iſt die wahre Wahrheit, wie uns längſt offenbart worden, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes! Die Scholaſtiker bildeten, im Geheim, eine philoſophiſche Oppoſizion gegen die Kirche. Aber öffentlich heuchelten ſie die größte Unterwürfigkeit, kämpften ſogar in manchen Fällen für die Kirche, und bei Aufzügen paradirten ſie im Gefolge derſelben, ungefähr wie die franzöſiſchen Oppoſizionsdeputirten bei den Feierlichkeiten der Reſtaurazion. Die Komödie der Scholaſtiker dauerte mehr als ſechs Jahrhunderte und ſie wurde immer trivialer. Indem Descartes den Scholaſtizismus zerſtörte, zerſtörte er auch die verjährte Oppoſizion des Mittelalters. Die alten Beſen waren durch das lange Fegen ſtumpf geworden, es klebte daran allzuviel Kehricht, und die neue Zeit verlangte neue Beſen. Nach jeder Revoluzion muß die bisherige Oppoſizion abdanken; es geſchehen ſonſt große Dummheiten. Wir haben's

erlebt. Weniger war es nun die katholiſche Kirche, als vielmehr die alten Gegner derſelben, der Nachtrab der Scholaſtiker, welche ſich zuerſt gegen die Carteſianiſche Philoſophie erhoben. Erſt 1663 verbot ſie der Papſt.

Ich darf bei Franzoſen eine zulängliche, ſüffiſante Bekanntſchaft mit der Philoſophie ihres großen Landsmannes vorausſetzen, und ich brauche hier nicht erſt zu zeigen, wie die entgegengeſetzteſten Doktrinen aus ihr das nöthige Material entlehnen konnten. Ich ſpreche hier vom Idealismus und vom Materialismus.

Da man, beſonders in Frankreich, dieſe zwei Doktrinen mit den Namen Spiritualismus und Senſualismus bezeichnet, und da ich mich dieſer beiden Benennungen in anderer Weiſe bediene, ſo muß ich, um Begriffsverwirrungen vorzubeugen, die obigen Ausdrücke näher beſprechen.

Seit den älteſten Zeiten giebt es zwei entgegengeſetzte Anſichten über die Natur des

menſchlichen Denkens, d. h. über die letzten Gründe der geiſtigen Erkenntniß, über die Entſtehung der Ideen. Die Einen behaupten, wir erlangen unſere Ideen nur von Außen, unſer Geiſt ſei nur ein leeres Behältniß, worin die von den Sinnen eingeſchluckten Anſchauungen ſich verarbeiten, ungefähr wie die genoſſenen Speiſen in unſerem Magen. Um ein beſſeres Bild zu gebrauchen, dieſe Leute betrachten unſeren Geiſt wie eine Tabula raſa, worauf ſpäter die Erfahrung täglich etwas Neues ſchreibt, nach beſtimmten Schreibregeln.

Die Anderen, die entgegengeſetzter Anſicht, behaupten: die Ideen ſind dem Menſchen angeboren, der menſchliche Geiſt iſt der Urſitz der Ideen, und die Außenwelt, die Erfahrung, und die vermittelnden Sinne bringen uns nur zur Erkenntniß deſſen, was ſchon vorher in unſerem Geiſte war, ſie wecken dort nur die ſchlafenden Ideen.

Die erſtere Anſicht hat man nun den

Sensualismus, manchmal auch den Empirismus genannt; die andere nannte man den Spiritualismus, manchmal auch den Razionalismus. Dadurch können jedoch leicht Mißverständnisse entstehen, da wir mit diesen zwei Namen, wie ich schon im vorigen Buche erwähnt, seit einiger Zeit auch jene zwei sociale Systeme, die sich in allen Manifestazionen des Lebens geltend machen, bezeichnen. Den Namen Spiritualismus überlassen wir daher jener frevelhaften Anmaßung des Geistes, der nach alleiniger Verherrlichung strebend, die Materie zu zertreten, wenigstens zu fletriren sucht: und den Namen Sensualismus überlassen wir jener Opposizion, die, dagegen eifernd, ein Rehabilitiren der Materie bezweckt und den Sinnen ihre Rechte vindizirt, ohne die Rechte des Geistes, ja nicht einmal ohne die Supremazie des Geistes zu läugnen. Hingegen den philosophischen Meinungen über die Natur unserer Erkenntnisse, gebe ich lieber die Namen Idealismus und Materialismus; und ich bezeichne mit dem

erſteren die Lehre von den angeborenen Ideen, von den Ideen a priori, und mit dem anderen Namen bezeichne ich die Lehre von der Geiſteserkenntniß durch die Erfahrung, durch die Sinne, die Lehre von den Ideen a posteriori.

Bedeutungsvoll iſt der Umſtand, daß die idealiſtiſche Seite der Carteſianiſchen Philoſophen niemals in Frankreich Glück machen wollte. Mehre berühmte Janſeniſten verfolgten einige Zeit dieſe Richtung, aber ſie verloren ſich bald in den chriſtlichen Spiritualismus. Vielleicht war es dieſer Umſtand, welcher den Idealismus in Frankreich diskreditirte. Die Völker ahnen inſtinktmäßig, weſſen ſie bedürfen, um ihre Miſſion zu erfüllen. Die Franzoſen waren ſchon auf dem Wege zu jener politiſchen Revoluzion, die erſt am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ausbrauch, und wozu ſie eines Beils und einer eben ſo kaltſcharfen, materialiſtiſchen Philoſophie bedurften. Der chriſtliche Spiritualismus ſtand als Mitkämpfer in den Reihen ihrer Feinde, und der Senſualismus

wurde daher ihr natürlicher Bundesgenoſſe. Da die franzöſiſchen Senſualiſten gewöhnlich Materialiſten waren, ſo entſtand der Irthum, daß der Senſualismus nur aus dem Materialismus hervorgehe. Nein, jener kann ſich eben ſo gut als ein Reſultat des Pantheismus geltend machen, und da iſt ſeine Erſcheinung ſchön und herrlich. Wir wollen jedoch dem franzöſiſchen Materialismus keineswegs ſeine Verdienſte abſprechen. Der franzöſiſche Materialismus war ein gutes Gegengift gegen das Uebel der Vergangenheit, ein verzweifeltes Heilmittel in einer verzweifelten Krankheit, Merkur für ein infizirtes Volk. Die franzöſiſchen Philoſophen wählten John Locke zu ihrem Meiſter. Das war der Heiland, deſſen ſie bedurften. Sein Essay on human understanding ward ihr Evangelium; darauf ſchworen ſie. John Locke war bei Descartes in die Schule gegangen, und hatte alles von ihm gelernt, was ein Engländer lernen kann, Mechanik, Scheidekunſt, Combiniren, Conſtruiren, Rechnen. Nur eins hat er nicht

begreifen können, nämlich die angeborenen Ideen. Er vervollkommnete daher die Doktrin, daß wir unſere Erkenntniſſe von Außen, durch die Erfahrung, erlangen. Er machte den menſchlichen Geiſt zu einer Art Rechenkaſten, der ganze Menſch wurde eine engliſche Maſchine. Dieſes gilt auch von dem Menſchen, wie ihn die Schüler Locke's konſtruirten, obgleich ſie ſich durch verſchiedene Benennungen von einander unterſcheiden wollen. Sie haben alle Angſt vor den letzten Folgerungen ihres oberſten Grundſatzes, und der Anhänger Condillac's erſchrickt, wenn man ihn mit einem Helvetius, oder gar mit einem Holbach, oder vielleicht noch am Ende mit einem La Metrie in eine Klaſſe ſetzt. und doch muß es geſchehen, und ich darf daher die franzöſiſchen Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts und ihre heutigen Nachfolger ſammt und ſonders als Materialiſten bezeichnen. L'homme machine iſt das konſequenteſte Buch der franzöſiſchen Philoſophie, und der Titel

ſchon verräth das letzte Wort ihrer ganzen Weltanſicht.

Dieſe Materialiſten waren meiſtens auch Anhänger des Deismus, denn eine Maſchine ſetzt einen Mechanikus voraus, und es gehört zu der höchſten Vollkommenheit dieſer erſteren, daß ſie die techniſchen Kenntniſſe eines ſolchen Künſtlers, theils an ihrer eigenen Conſtrukzion, theils an ſeinen übrigen Werken, zu erkennen und zu ſchätzen weiß.

Der Materialismus hat in Frankreich ſeine Miſſion erfüllt. Er vollbringt jetzt vielleicht daſſelbe Werk in England, und auf Locke fußen dort die revoluzionairen Parteien, namentlich die Benthamiſten, die Prädikanten der Utilität. Dieſe ſind gewaltige Geiſter, die den rechten Hebel ergriffen, womit man John Bull in Bewegung ſetzen kann. John Bull iſt ein geborener Materialiſt und ſein chriſtlicher Spiritualismus iſt meiſtens eine tradizionelle Heuchelei oder doch nur materielle Bornirtheit —

ſein Fleiſch reſignirt ſich, weil ihm der Geiſt nicht zu Hülfe kommt. Anders iſt es in Deutſchland und die deutſchen Revoluzionaire irren ſich, wenn ſie wähnen, daß eine materialiſtiſche Philoſophie ihren Zwecken günſtig ſei.

Deutſchland hat von jeher eine Abneigung gegen den Materialismus bekundet und wurde deshalb, während anderthalb Jahrhunderte, der eigentliche Schauplatz des Idealismus. Auch die Deutſchen begaben ſich in die Schule des Descart, und der große Schüler deſſelben hieß Gottfried Wilhelm Leibnitz. Wie Locke die materialiſtiſche Richtung, ſo verfolgte Leibnitz die idealiſtiſche Richtung des Meiſters. Hier finden wir am determinirteſten die Lehre von den angeborenen Ideen. Er bekämpfte Locke in ſeinem nouveaux essays sur l'entendement humain. Mit Leibnitz erblühte ein großer Eifer für philoſophiſches Studium bei den Deutſchen. Er weckte die Geiſter und lenkte ſie in neue Bahnen. Ob der inwohnenden Milde, ob des religiöſen Sinnes, der ſeine Schriften

belebte, wurden auch die widerſtrebenden Geiſter mit der Kühnheit derſelben einigermaßen ausgeſöhnt, und die Wirkung war ungeheuer. Die Kühnheit dieſes Denkers zeigt ſich namentlich in ſeiner Monadenlehre, eine der merkwürdigſten Hypotheſen, die je aus dem Haupte eines Philoſophen hervorgegangen. Dieſe iſt auch zugleich das Beſte, was er geliefert; denn es dämmert darin ſchon die Erkenntniß der wichtigſten Geſetze, die unſere heutige Philoſophie erkannt hat. Die Lehre von den Monaden war vielleicht nur eine unbehülfliche Formulirung dieſer Geſetze, die jetzt von den Naturphiloſophen in beſſern Formeln ausgeſprochen worden. Ich ſollte hier eigentlich ſtatt des Wortes „Geſetz" eben nur „Formel" ſagen; den Newton hat ganz Recht, wenn er bemerkt, daß dasjenige, was wir Geſetze in der Natur nennen, eigentlich nicht exiſtirt, und daß es nur Formeln ſind, die unſerer Faſſungskraft zu Hülfe kommen, um eine Reihe von Erſcheinungen in der Natur zu erklären. Die Theodizee iſt in Deutſchland

von allen Leibnitziſchen Schriften am meiſten beſprochen worden. Es iſt jedoch ſein ſchwächſtes Werk. Dieſes Buch, wie noch einige andere Schriften, worin ſich der religiöſe Geiſt des Leibnitz ausſpricht, hat ihm manchen böſen Leumund, manche bittere Verkennung zugezogen. Seine Feinde haben ihn der gemüthlichſten Schwachköpfigkeit beſchuldigt; ſeine Freunde, die ihn vertheidigten, machten ihn dagegen zu einem pfiffigen Heuchler. Der Charakter des Leibnitz blieb lange bei uns ein Gegenſtand der Controverſe. Die Billigſten haben ihn von dem Vorwurf der Zweideutigkeit nicht freiſprechen können. Am meiſten ſchmähten ihn die Freidenker und Aufklärer. Wie konnten ſie einem Philoſophen verzeihen, die Dreieinigkeit, die ewigen Höllenſtrafen, und gar die Gottheit Chriſti vertheidigt zu haben! So weit erſtreckte ſich nicht ihre Toleranz. Aber Leibnitz war weder ein Thor noch ein Schuft, und von ſeiner harmoniſchen Höhe konnte er ſehr gut das ganze Chriſtenthum vertheidigen. Ich ſage,

das ganze Chriſtenthum, denn er vertheidigte es gegen das halbe Chriſtenthum. Er zeigte die Conſequenz der Orthodoxen im Gegenſatze zur Halbheit ihrer Gegner. Mehr hat er nie gewollt. Und dann ſtand er auf jenem Indifferenzpunkte, wo die verſchiedenſten Syſteme nur verſchiedene Seiten derſelben Wahrheit ſind. Dieſen Indifferenzpunkt hat ſpäterhin auch Herr Schelling erkannt, und Hegel hat ihn wiſſenſchaftlich begründet, als ein Syſtem der Syſteme. In gleicher Weiſe beſchäftigte ſich Leibnitz mit einer Harmonie zwiſchen Plato und Ariſtoteles. Auch in der ſpäteren Zeit iſt dieſe Aufgabe oft genug bei uns vorgekommen. Iſt ſie gelöſt worden?

Nein, wahrhaftig nein! Denn dieſe Aufgabe iſt eben nichts anders als eine Schlichtung des Kampfes zwiſchen Idealismus und Materialismus. Plato iſt durchaus Idealiſt und kennt nur angeborene oder vielmehr mitgeborene Ideen: der Menſch bringt die Ideen mit zur Welt, und wenn er derſelben bewußt wird, ſo kommen

ſie ihm vor wie Erinnerungen aus einem früheren Daſein. Daher auch das Vague und Myſtiſche des Plato, er erinnert ſich mehr oder minder klar. Bei Ariſtoteles hingegen iſt Alles klar, Alles deutlich, Alles ſicher; denn ſeine Erkenntniſſe offenbaren ſich nicht in ihm mit vorweltlichen Beziehungen, ſondern er ſchöpft Alles aus der Erfahrung, und weiß Alles auf's Beſtimmteſte zu klaſſifiziren. Er bleibt daher auch ein Muſter für alle Empiriker, und dieſe wiſſen nicht genug Gott zu preiſen, daß er ihn zum Lehrer des Alexander gemacht, daß er durch deſſen Eroberungen ſo viele Gelegenheiten fand zur Beförderung der Wiſſenſchaft, und daß ſein ſiegender Schüler ihm ſo viele Tauſend Talente gegeben zu zoologiſchen Zwecken. Dieſes Geld hat der alte Magiſter gewiſſenhaft verwendet, und er hat dafür eine ehrliche Anzahl von Säugethieren ſecirt und Vögel ausgeſtopft, und dabei die wichtigſten Beobachtungen angeſtellt: aber die große Beſtie, die er am nächſten vor Augen hatte, die er ſelber auferzogen, und die

weit merkwürdiger war, als die ganze damalige Weltmenagerie, hat er leider überſehen und unerforſcht gelaſſen. In der That, er ließ uns ganz ohne Kunde über die Natur jenes Jünglingkönigs, deſſen Leben und Thaten wir noch immer als Wunder und Räthſel anſtaunen. Wer war Alexander? Was wollte er? War er ein Wahnſinniger oder ein Gott? Noch jetzt wiſſen wir es nicht. Deſto beſſere Auskunft giebt uns Ariſtoteles über babiloniſche Meerkatzen, indiſche Papageien und griechiſche Tragödien, welche er ebenfalls ſecirt hat.

Plato und Ariſtoteles! Das ſind nicht blos die zwei Syſteme, ſondern auch die Typen zweier verſchiedenen Menſchennaturen, die ſich, ſeit undenklicher Zeit, unter allen Coſtümen, mehr oder minder feindſelig entgegenſtehen. Vorzüglich das ganze Mittelalter hindurch, bis auf den heutigen Tag, wurde ſolchermaßen gekämpft, und dieſer Kampf iſt der weſentlichſte Inhalt der chriſtlichen Kirchengeſchichte. Von Plato und Ariſtoteles iſt immer die Rede, wenn auch

unter anderem Namen. Schwärmeriſche, myſtiſche, platoniſche Naturen offenbaren aus den Abgründen ihres Gemüthes die chriſtlichen Ideen und die entſprechenden Symbole. Praktiſche, ordnende, ariſtoteliſche Naturen bauen aus dieſen Ideen und Symbolen ein feſtes Syſtem, eine Dogmatik und einen Cultus. Die Kirche umſchließt endlich beide Naturen, wovon die einen ſich meiſtens im Clerus, und die anderen im Mönchsthum verſchlangen, aber ſich unabläſſig befehden. In der proteſtantiſchen Kirche zeigt ſich derſelbe Kampf, und das iſt der Zwieſpalt zwiſchen Pietiſten und Orthodoxen, die den katholiſchen Myſtikern und Dogmatikern in einer gewiſſen Weiſe entſprechen. Die proteſtantiſchen Pietiſten ſind Myſtiker ohne Phantaſie, und die proteſtantiſchen Orthodoxen ſind Dogmatiker ohne Geiſt.

Dieſe beiden proteſtantiſchen Parteien finden wir in einem erbitterten Kampfe zur Zeit des Leibnitz, und die Philoſophie deſſelben intervenirte ſpäterhin, als Chriſtian Wolf ſich derſelben

Sie hat in all ihrer Ausgelaſſenheit nie jenen Ungeſtüm, nie jene Begeiſterung bekundet, die uns fortreißt und blendet und für den ſchlechten Geſchmack entſchädigt. Sie wirkt mißbehaglich mit ihren froſtigen Spielereyen, mit ihren welken Kleinkünſten im Bereiche eines Boudoirs, wo ein nettes Zierdämchen auf dem Sopha hingeſtreckt, ſich leichtſinnig fächert. Favart, mit ſeinen Eglees und Zulmas, iſt wahrheitlicher als Watteau und Boucher mit ihren koketten Schäferinnen und idylliſchen Abees. Favart, wenn er ſich auch lächerlich machte, ſo meinte er es doch ehrlich. Die Maler jenes Zeitalters nahmen am wenigſten Theil an dem was ſich in Frankreich vorbereitete. Der Ausbruch der Revoluzion überraſchte ſie im Neligee. Die Philoſophie, die Politik, die Wiſſenſchaft, die Litteratur, jede durch einen beſonderen Mann repräſentirt, waren ſie ſtürmiſch, wie eine Schaar Trunkenbolde, auf ein Ziel losgeſtürmt, das ſie nicht kannten; aber je näher ſie demſelben gelangten, deſto beſänf-

tigter wurde ihr Fieber, deſto ruhiger wurde ihr Antlitz, deſto ſicherer wurde ihr Gang. Jenes Ziel, welches ſie nicht kannten, mochten ſie wohl dunkel ahnen; denn im Buche Gottes hatten ſie leſen können, daß alle menſchlichen Freuden mit Thränen endigen. Und ach! ſie kamen von einem zu wüſten, jauchzenden Gelag, als daß ſie nicht zu dem Ernſteſten und Schrecklichſten gelangen mußten. Wenn man die Unruhe betrachtet, waren ſie in dem ſüßeſten Rauſche dieſer Orgie des achtzehnten Jahrhunderts zuweilen beängſtigt worden, ſo ſollte man glauben, das Schafott, das all dieſe tolle Luſt endigen ſollte, habe ihnen ſchon von ferne zugewinkt, wie das dunkle Haupt eines Geſpenſtes.

„Die Malerey, welche ſich damals von der ernſthaften ſocialen Bewegung entfernt gehalten, ſey es nun weil ſie von Wein und Weibern ermattet war, oder ſey es auch weil ſie ihre Mitwirkung für fruchtlos hielt, genug, ſie hat ſich bis zum lezten Augenblick dahinge-

Dazu kommt noch die Geduld des Holländers, die ſich ebenfalls, wie im Leben, ſo auch in den Schriften des Mannes niemals verläugnet hat.

Conſtatirt iſt es, daß der Lebenswandel des Spinoza frei von allem Tadel war, und rein und makellos wie das Leben ſeines göttlichen Vetters, Jeſu Chriſti. Auch wie dieſer litt er für ſeine Lehre, wie dieſer trug er die Dornenkrone. Ueberall, wo ein großer Geiſt ſeinen Gedanken ausſpricht, iſt Golgatha.

Theurer Leſer, wenn du mal nach Amſterdam kömmſt, ſo laß dir dort von dem Lohnlakaien die ſpaniſche Synagoge zeigen. Dieſe iſt ein ſchönes Gebäude, und das Dach ruht auf vier koloſſalen Pfeilern, und in der Mitte ſteht die Kanzel, wo einſt der Bannfluch ausgeſprochen wurde über den Verächter des moſaiſchen Geſetzes, den Hidalgo Don Benedikt de Spinoza. Bei dieſer Gelegenheit wurde auf einem Bockshorne geblaſen, welches Schofar heißt.

Es muß eine furchtbare Bewandtniß haben mit dieſem Horne. Denn wie ich mal in dem Leben des Salomon Maimon geleſen, ſuchte einſt der Rabbi von Altona ihn, den Schüler Kant's, wieder zum alten Glauben zurückzuführen, und als derſelbe bei ſeinen philoſophiſchen Ketzereien halsſtarrig beharrte, wurde er drohend und zeigte ihm den Schofar, mit den finſtern Worten: weißt du, was das iſt? Als aber der Schüler Kant's ſehr gelaſſen antwortete: „es iſt das Horn eines Bockes!" da fiel der Rabbi rücklings zu Boden vor Entſetzen.

Mit dieſem Horne wurde die Exkommunikazion des Spinoza akkompagnirt, er wurde feierlich ausgeſtoßen aus der Gemeinſchaft Iſraels und unwürdig erklärt hinfüro den Namen Jude zu tragen. Seine chriſtlichen Feinde waren großmüthig genug, ihm dieſen Namen zu laſſen. Die Juden aber, die Schweizergarde des Deismus, waren unerbittlich, und man zeigt den Platz vor der ſpaniſchen Synagoge zu Amſterdam, wo ſie einſt mit

Salon von 1831 beſchrieben, lieferte ich auch zu gleicher Zeit eine Charakteriſtik der neuen Meiſter. Jener Salon war, nach dem allgemeinen Urtheil, der außerordentlichſte den Frankreich je geliefert, und er bleibt denkwürdig in den Annalen der Kunſt. Die Gemälde, die ich einer Beſchreibung würdigte, werden ſich Jahrhunderte erhalten, und mein Wort iſt vielleicht ein nützlicher Beytrag zur Geſchichte der Malerey.

Von jener unermeßlichen Bedeutung des Salon von 1831 habe ich mich dieſes Jahr vollauf überzeugen können, als die Säle des Louvre, welche während zwey Monat geſchloſſen waren, ſich den erſten April wieder öffneten, und uns die neueſten Produkte der franzöſiſchen Kunſt entgegen grüßten. Wie gewöhnlich hatte man die alten Gemälde, welche die Nazionalgallerie bilden, durch ſpaniſche Wände verdeckt, und an lezteren hingen die neuen Bilder, ſo daß zuweilen hinter den gothiſchen Abgeſchmacktheiten eines neuromantiſchen Malers gar lieb-

lich die mythologiſchen alt italieniſchen Meiſterwerke hervorlauſchten. Die ganze Ausſtellung glich einem Codex palimpſeſtus, wo man ſich über den neubarbariſchen Text um ſo mehr ärgerte, wenn man wußte, welche griechiſche Götterpoeſie damit überſudelt worden.

Wohl gegen viertehalb tauſend Gemälde waren ausgeſtellt, und es befand ſich darunter faſt kein einziges Meiſterſtück. War das die Folge einer allzugroßen Ermüdung nach einer allzugroßen Aufregung? Beurkundete ſich in der Kunſt der Nazionalkatzenjammer, den wir jezt, nachdem der übertolle Freyheitsrauſch verdampft, auch im politiſchen Leben der Franzoſen bemerken? War die dießjährige Ausſtellung nur ein buntes Gähnen? nur ein farbiges Echo der dießjährigen Kammer? Wenn der Salon von 1831 noch von der Sonne des Julius durchglüht war, ſo tröpferte in dem Salon 1833 noch der trübe Regen des Junius. Die beyden gefeyerten Helden des vorigen Salon, Delaroche und Robert, traten diesmal gar nicht

Subſtanz iſt unendlich, ſie iſt abſolut. Alle endliche Subſtanzen deriviren von ihr, ſind in ihr enthalten, tauchen in ihr auf, tauchen in ihr unter, ſie haben nur relative, vorübergehende, accidenzielle Exiſtenz. Die abſolute Subſtanz offenbart ſich uns ſowohl unter der Form des unendlichen Denkens, als auch unter der Form der unendlichen Ausdehnung. Beides, das unendliche Denken und die unendliche Ausdehnung ſind die zwei Attribute der abſoluten Subſtanz. Wir erkennen nur dieſe zwei Attribute; Gott, die abſolute Subſtanz, hat aber vielleicht noch mehr Attribute, die wir nicht kennen. „Non dico, me deum omnino cognoscere, sed me quaedam ejus attributa, non autem omnia, neque maximam intelligere partem.“

Nur Unverſtand und Böswilligkeit konnten dieſer Lehre das Beiwort „atheiſtiſch“ beilegen. Keiner hat ſich jemals erhabener über die Gottheit ausgeſprochen wie Spinoza. Statt zu ſagen, er läugne Gott, könnte man ſagen,

er läugne den Menſchen. Alle endliche Dinge ſind ihm nur Modi der unendlichen Subſtanz. Alle endliche Dinge ſind in Gott enthalten, der menſchliche Geiſt iſt nur ein Lichtſtrahl des unendlichen Denkens, der menſchliche Leib iſt nur ein Atom der unendlichen Ausdehnung; Gott iſt die unendliche Urſache beider, der Geiſter und der Leiber, natura, naturans.

In einem Briefe an Madame Dü Devant, zeigt Voltaire ſich ganz entzückt über einen Einfall dieſer Dame, die ſich geäußert hatte, daß alle Dinge, die der Menſch durchaus nicht wiſſen könne, ſicher von der Art ſind, daß ein Wiſſen derſelben ihm nichts nützen würde. Dieſe Bemerkung möchte ich auf jenen Satz des Spinoza anwenden, den ich oben mit ſeinen eignen Worten mitgetheilt, und wonach der Gottheit nicht blos die zwei erkennbaren Attribute, Denken und Ausdehnung, ſondern vielleicht auch andere für uns unerkennbare Attribute gebühren. Was wir nicht erkennen können, hat für uns keinen Werth, wenigſtens keinen Werth

auf dem ſocialen Standpunkte, wo es gilt, das im Geiſte erkannte zur leiblichen Erſcheinung zu bringen. In unſerer Erklärung des Weſens Gottes nehmen wir daher Bezug nur auf jene zwei erkennbare Attribute. Und dann iſt ja doch am Ende Alles, was wir Attribute Gottes nennen, nur eine verſchiedene Form unſerer Anſchauung, und dieſe verſchiedenen Formen ſind identiſch in der abſoluten Subſtanz. Der Gedanke iſt am Ende nur die unſichtbare Ausdehnung und die Ausdehnung iſt nur der ſichtbare Gedanke. Hier gerathen wir in den Hauptſatz der deutſchen Identitätsphiloſophie, die in ihrem Weſen durchaus nicht von der Lehre des Spinoza verſchieden iſt. Mag immerhin Herr Schelling dagegen eifern, daß ſeine Philoſophie von dem Spinozismus verſchieden ſey, daß ſie mehr „eine lebendige Durchdringung des Idealen und Realen" ſey, daß ſie ſich von dem Spinozismus unterſcheide, „wie die ausgebildeten griechiſchen Statuen von den ſtarraegyptiſchen Originalen": dennoch

muß ich auf's beſtimmteſte erklären, daß ſich Herr Schelling, in ſeiner früheren Periode, wo er noch ein Philoſoph war, nicht im Geringſten von Spinoza unterſchied. Nur auf einem andern Wege iſt er zu derſelben Philoſophie gelangt, und das habe ich ſpäterhin zu erläutern, wenn ich erzähle, wie Kant eine neue Bahn betritt, Fichte ihm nachfolgt, Herr Schelling wieder in Fichte's Fußſtapfen weiterſchreitet, und durch das Waldbunkel der Naturphiloſophie umherirrend, endlich dem großen Standbilde Spinoza's, Angeſicht zu Angeſicht, gegenüberſteht.

Die neuere Naturphiloſophie hat blos das Verdienſt, daß ſie den ewigen Parallelismus, der zwiſchen dem Geiſte und der Materie herrſcht, auf's ſcharfſinnigſte nachgewieſen. Ich ſage Geiſt und Materie, und dieſe Ausdrücke brauche ich als gleichbedeutend für das, was Spinoza Gedanken und Ausdehnung nennt. Gewiſſermaßen gleichbedeutend iſt auch das, was unſere Naturphiloſophen Geiſt und Natur, oder das Ideale und das Reale, nennen.

Ich werde in der Folge weniger das Syſtem als vielmehr die Anſchauungsweiſe des Spinoza mit dem Namen Pantheismus bezeichnen. Bei letzterem wird, eben ſo gut wie bei dem Deismus, die Einheit Gottes angenommen. Aber der Gott des Pantheiſten iſt in der Welt ſelbſt, nicht indem er ſie mit ſeiner Göttlichkeit durchdringt, in der Weiſe, die einſt der heilige Auguſtin zu veranſchaulichen ſuchte, als er Gott mit einem großen See und die Welt mit einem großen Schwamm verglich, der in der Mitte läge und die Gottheit einſauge: nein, die Welt iſt nicht blos gottgetränkt, gottgeſchwängert, ſondern ſie iſt identiſch mit Gott. „Gott," welcher von Spinoza die eine Subſtanz und von den deutſchen Philoſophen das Abſolute genannt wird, „iſt alles was da iſt," er iſt ſowohl Materie wie Geiſt, beides iſt gleich göttlich, und wer die heilige Materie beleidigt, iſt eben ſo ſündhaft, wie der, welcher ſündigt gegen den heiligen Geiſt.

Der Gott des Pantheiſten unterſcheidet ſich alſo von dem Gotte des Deiſten dadurch, daß er in der Welt ſelbſt iſt, während letzterer ganz außer, oder was daſſelbe iſt, über der Welt iſt. Der Gott des Deiſten regiert die Welt von oben herab, als ein von ihm abgeſondertes Etabliſſement. Nur in Betreff der Art dieſes Regierens differenziren unter einander die Deiſten. Die Hebräer denken ſich Gott als einen donnernden Tyrannen; die Chriſten als einen liebenden Vater; die Schüler Rouſſeau's, die ganze Genfer Schule, denken ſich ihn als einen weiſen Künſtler, der die Welt verfertigt hat, ungefähr wie ihr Papa ſeine Uhren verfertigt, und als Kunſtverſtändige bewundern ſie das Werk und preiſen den Meiſter dort oben.

Dem Deiſten, welcher alſo einen außerweltlichen oder überweltlichen Gott annimmt, iſt nur der Geiſt heilig, indem er letzteren gleichſam als den göttlichen Athem betrachtete, den der Weltſchöpfer dem menſchlichen Leibe, dem aus Lehm gekneteten Werk ſeiner Hände eingeblaſen

hat. Die Juden achteten daher den Leib als etwas Geringes, als eine armſelige Hülle des Ruach hakodaſch, des heiligen Hauchs, des Geiſtes, und nur dieſem widmeten ſie ihre Sorgfalt, ihre Ehrfurcht, ihren Cultus. Sie wurden daher ganz eigentlich das Volk des Geiſtes, keuſch, genügſam, ernſt, abſtrakt, halsſtarrig, geeignet zum Martyrthum, und ihre ſublimſte Blüthe iſt Jeſus Chriſtus. Dieſer iſt im wahren Sinne des Wortes der inkarnirte Geiſt, und tiefſinnig bedeutungsvoll iſt die ſchöne Legende, daß ihn eine leiblich unberührte, immakulirte Jungfrau, nur durch geiſtige Empfängniß, zur Welt gebracht habe.

Hatten aber die Juden den Leib nur mit Geringſchätzung betrachtet, ſo ſind die Chriſten auf dieſer Bahn noch weiter gegangen, und betrachteten ihn als etwas Verwerfliches, als etwas Schlechtes, als das Uebel ſelbſt. Da ſehen wir nun, einige Jahrhunderte nach Chriſti Geburt, eine Religion emporſteigen, welche ewig die Menſchheit in Erſtaunen ſetzen, und den

ſpäteſten Geſchlechtern die ſchauerlichſte Bewunderung abtrotzen wird. Ja, es iſt eine große, heilige, mit unendlicher Seligkeit erfüllte Religion, die dem Geiſte auf dieſer Erde die unbedingteſte Herrſchaft erobern wollte. — Aber dieſe Religion war eben allzuerhaben, allzurein, allzugut für dieſe Erde, wo ihre Idee nur in der Theorie proklamirt, aber niemals in der Praxis ausgeführt werden konnte. Der Verſuch einer Ausführung dieſer Idee hat in der Geſchichte unendlich viel herrliche Erſcheinungen hervorgebracht, und die Poeten aller Zeiten werden noch lange davon ſingen und ſagen. Der Verſuch, die Idee des Chriſtenthums zur Ausführung zu bringen, iſt jedoch, wie wir endlich ſehen, auf's kläglichſte verunglückt, und dieſer unglückliche Verſuch hat der Menſchheit Opfer gekoſtet, die unberechenbar ſind, und trübſelige Folge derſelben iſt unſer jetziges ſociales Unwohlſeyn in ganz Europa. Wenn wir noch, wie viele glauben, im Jugendalter der Menſchheit leben, ſo gehörte das Chriſtenthum

gleichſam zu ihren überſpannteſten Studenten-ideen, die weit mehr ihrem Herzen als ihrem Verſtande Ehre machen. Die Materie, das Weltliche, überließ das Chriſtenthum den Händen Cäſar's und ſeiner jüdiſchen Kammerknechte, und begnügte ſich damit, erſterem die Suprematie abzuſprechen und letztere in der öffentlichen Meinung zu ſletriren — aber ſiehe! das gehaßte Schwert und das verachtete Geld erringen dennoch am Ende die Obergewalt und die Repräſentanten des Geiſtes müſſen ſich mit ihnen verſtändigen. Ja, aus dieſem Verſtändniß iſt ſogar eine ſolidariſche Allianz geworden. Aber durch dieſe Verbündung geht die Religion des Spiritualismus deſto ſchneller zu Grunde. Zu dieſer Einſicht gelangen ſchon einige Prieſter, und um die Religion zu retten, geben ſie ſich das Anſehen, als entſagten ſie jener verderblichen Allianz, und ſie laufen über in unſere Reihen, ſie ſetzen die rothe Mütze auf, ſie ſchwören Tod und Haß allen Königen, ſie verlangen die irdiſche Gütergleichheit, ſie fluchen, trotz Marat

und Robespierre. — Unter uns gesagt, wenn Ihr sie genau betrachtet, so findet Ihr: sie lesen Messe in der Sprache des Jakobinismus, und wie sie einst dem Cäsar das Gift beigebracht, versteckt in der Hostie, so suchen sie jetzt dem Volke ihre Hostien beizubringen, indem sie solche in revoluzionärem Gifte verstecken.

Vergebens jedoch ist all Euer Bemühen! Die Menschheit ist aller Hostien überdrüssig, und lechzt nach nahrhafterer Speise, nach echtem Brod und schönem Fleisch. Die Menschheit lächelt mitleidig über jene Jugendideale, die sie trotz aller Anstrengung nicht verwirklichen konnte, und sie wird männlich praktisch. Die Menschheit huldigt jetzt dem irdischen Nützlichkeitssystem, sie denkt ernsthaft an eine bürgerlich wohlhabende Einrichtung, an vernünftigen Haushalt, und an Bequemlichkeit für ihr späteres Alter. Die nächste Aufgabe ist: gesund zu werden; denn wir fühlen uns noch sehr schwach in den Gliedern. Die heiligen Vampire des Mittelalters haben uns

ſo viel Lebensblut ausgeſaugt. Und dann müſſen der Materie noch große Sühnopfer geſchlachtet werden, damit ſie die alten Beleidigungen verzeihe. Es wäre ſogar rathſam, wenn wir Feſtſpiele anordneten, und der Materie noch mehr außerordentliche Entſchädigungs-Ehren erwieſen. Denn das Chriſtenthum, unfähig die Materie zu vernichten, hat ſie überall ſletrirt, es hat die edelſten Genüſſe herabgewürdigt, und die Sinne mußten heucheln und es entſtand Lüge und Sünde. Wir müſſen unſeren Weibern neue Hemden und neue Gedanken anziehen, und alle unſere Gefühle müſſen wir durchräuchern, wie nach einer überſtandenen Peſt.

Der nächſte Zweck aller unſerer neuen Inſtituzionen iſt ſolchermaßen die Rehabilitazion der Materie, die Wiedereinſetzung derſelben in ihre Würde, ihre moraliſche Anerkennung, ihre religiöſe Heiligung, ihre Verſöhnung mit dem Geiſte. Puruſa wird wieder vermählt mit Pakriti. Durch ihre gewaltſame Trennung, wie in der indiſchen Mythe ſo ſinnreich

dargeſtellt wird, entſtand die große Weltzerriſſenheit, das Uebel.

Wißt Ihr nun, was in der Welt das Uebel iſt? Die Spiritualiſten haben uns immer vorgeworfen, daß bei der pantheiſtiſchen Anſicht der Unterſchied zwiſchen dem Guten und dem Böſen aufhöre. Das Böſe iſt aber eines Theils nur ein Wahnbegriff ihrer eignen Weltanſchauung, anderen Theils iſt es ein reelles Ergebniß ihrer eigenen Welteinrichtung. Nach ihrer Weltanſchauung iſt die Materie an und für ſich böſe, was doch wahrlich eine Verläumdung iſt, eine entſetzliche Gotteslästerung. Die Materie wird nur alsdann böſe, wenn ſie heimlich konſpiriren muß gegen die Uſurpazionen des Geiſtes, wenn der Geiſt ſie ſtetrirt hat und ſie ſich aus Selbſtverachtung proſtituirt, oder wenn ſie gar mit Verzweiflungshaß ſich an dem Geiſte rächt; und ſomit wird das Uebel nur ein Reſultat der ſpiritualiſtiſchen Welteinrichtung.

Gott iſt identiſch mit der Welt. Er manifeſtirt ſich in den Pflanzen, die ohne Bewußtſein ein kosmiſchmagnetiſches Leben führen. Er manifeſtirt ſich in den Thieren, die in ihrem ſinnlichen Traumleben eine mehr oder minder dumpfe Exiſtenz empfinden. Aber am herrlichſten manifeſtirt er ſich in dem Menſchen, der zugleich fühlt und denkt, der ſich ſelbſt individuell zu unterſcheiden weiß von der objektiven Natur, und ſchon in ſeiner Vernunft die Ideen trägt, die ſich ihm in der Erſcheinungswelt kund geben. Im Menſchen kommt die Gottheit zum Selbſtbewußtſein, und ſolches Selbſtbewußtſein offenbart ſie wieder durch den Menſchen. Aber dieſes geſchieht nicht in dem einzelnen und durch den einzelnen Menſchen, ſondern in und durch die Geſammtheit der Menſchen: ſo daß jeder Menſch nur einen Theil des Gott-Welt-Alls auffaßt und darſtellt, alle Menſchen zuſammen aber das ganze Gott-Welt-All, in der Idee und in der Realität auffaſſen und darſtellen werden. Jedes Volk vielleicht hat

die Sendung, einen bestimmten Theil jenes Gott-Welt-Alls zu erkennen und kund zu geben, eine Reihe von Erscheinungen zu begreifen und eine Reihe von Ideen zur Erscheinung zu bringen, und das Resultat den nachfolgenden Völkern, denen eine ähnliche Sendung obliegt, zu überliefern. Gott ist daher der eigentliche Held der Weltgeschichte, diese ist sein beständiges Denken, sein beständiges Handeln, sein Wort, seine That; und von der ganzen Menschheit kann man mit Recht sagen, sie ist eine Inkarnazion Gottes!

Es ist eine irrige Meinung, daß diese Religion, der Pantheismus, die Menschen zum Indifferentismus führe. Im Gegentheil, das Bewußtsein seiner Göttlichkeit wird den Menschen auch zur Kundgebung derselben begeistern, und jetzt erst werden die wahren Großthaten des wahren Heroenthums diese Erde verherrlichen.

Wir befördern das Wohlsein der Materie, das materielle Glück der Völker, nicht weil wir

gleich den Materialiſten den Geiſt mißachten, ſondern weil wir wiſſen, daß die Göttlichkeit des Menſchen ſich auch in ſeiner leiblichen Erſcheinung kund giebt, und das Elend den Leib, das Bild Gottes, zerſtört oder avilirt, und der Geiſt dadurch ebenfalls zu Grunde geht. Das große Wort der Revoluzion, das Saint-Juſt ausgeſprochen: le pain est le droit du peuple, lautet bei uns: le pain est le droit divin de l'homme. Wir kämpfen nicht für die Menſchenrechte des Volks, ſondern für die Gottesrechte des Menſchen. Hierin, und in noch manchen andern Dingen, unterſcheiden wir uns von den Männern der Revoluzion. Wir wollen keine Sanskülotten ſeyn, keine frugale Bürger, keine wohlfeile Präſidenten: wir ſtiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeſeligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltſame Sitten und ungewürzte Genüſſe; wir hingegen verlangen Nektar und Ambroſia, Purpurmäntel, koſtbare Wohlgerüche, Wolluſt und Pracht, lachenden Nymphentanz,

Muſik und Komödien. — Seid deshalb nicht ungehalten, Ihr tugendhaften Republikaner! Auf Eure cenſoriſche Vorwürfe entgegnen wir Euch, was ſchon ein Narr des Shakespear ſagte: meinſt du, weil du tugendhaft biſt, ſolle es auf dieſer Erde keine angenehmen Torten und keinen ſüßen Sekt mehr geben?

Die Saint-Simoniſten haben etwas der Art begriffen und gewollt. Aber ſie ſtanden auf ungünſtigem Boden, und der umgebende Materialismus hat ſie niedergedrückt, wenigſtens für einige Zeit. In Deutſchland hat man ſie beſſer gewürdigt. Denn Deutſchland iſt der gedeihlichſte Boden des Pantheismus; dieſer iſt die Religion unſerer größten Denker, unſerer beſten Künſtler, und der Deismus, wie ich ſpäterhin erzählen werde, iſt dort längſt in der Theorie geſtürzt. Man ſagt es nicht, aber jeder weiß es; der Pantheismus iſt das öffentliche Geheimniß in Deutſchland. In der That, wir ſind dem Deismus entwachſen. Wird ſind frei und wollen keines donnernden Tyrannen. Wir

ſind mündig und bedürfen keiner väterlichen Vorſorge. Auch ſind wir keine Machwerke eines großen Mechanikus. Der Deismus iſt eine Religion für Knechte, für Kinder, für Genfer, für Uhrmacher.

Der Pantheismus iſt die verborgene Religion Deutſchlands, und daß es dahin kommen würde, haben diejenigen deutſchen Schriftſteller vorausgeſehen, die ſchon vor funfzig Jahren ſo ſehr gegen Spinoza eiferten. Der wüthendſte dieſer Gegner Spinoza's war Fr. Heinr. Jakobi, dem man zuweilen die Ehre erzeigt, ihn unter den deutſchen Philoſophen zu nennen. Er war nichts als ein zänkiſcher Schleicher, der ſich in dem Mantel der Philoſophie vermummt, und ſich bei den Philoſophen einſchlich, ihnen erſt viel von ſeiner Liebe und weichem Gemüthe vorwimmerte und dann auf die Vernunft losſchmähte. Sein Refrain war immer: die Philoſophie, die Erkenntniß durch Vernunft, ſei eitel Wahn, die Vernunft wiſſe ſelbſt nicht, wohin ſie führe, ſie bringe den

Menſchen in ein dunkles Labyrinth von Irrthum und Widerſpruch, und nur der Glaube könne ihn ſicher leiten. Der Maulwurf! er ſah nicht, daß die Vernunft der ewigen Sonne gleicht, die, während ſie droben ſicher einherwandelt, ſich ſelber mit ihrem eignen Lichte ihren Pfad beleuchtet. Nichts gleicht dem frommen, gemüthlichen Haſſe des kleinen Jakobi gegen den großen Spinoza.

Merkwürdig iſt es, wie die verſchiedenſten Parteien gegen Spinoza gekämpft. Sie bilden eine Armee, deren bunte Zuſammenſetzung den ſpaßhafteſten Anblick gewährt. Neben einem Schwarm ſchwarzer und weißer Kapuzen, mit Kreuzen und dampfenden Weihrauchfäſſern, marſchirt die Phalanx der Encyklopädiſten, die ebenfalls gegen dieſen penseur téméraire eifern. Neben dem Rabbiner der Amſterdamer Synagoge, der mit dem Bockshorn des Glaubens zum Angriff bläſ't, wandelt Arouet de Voltaire, der mit der Pickelflöte der Perſiflage zum Beſten des Deismus muſicirt. Dazwiſchen greint das

alte Weib Jakobi, die Marketenderin dieſer Glaubensarmee.

Wir entrinnen ſo ſchnell als möglich ſolchem Charivari. Zurückkehrend von unſerem pantheiſtiſchen Aufflug, gelangen wir wieder zur Leibnitziſchen Philoſophie, und haben ihre weitern Schickſale zu erzählen.

Leibnitz hatte ſeine Werke, die Ihr kennt, theils in lateiniſcher, theils in franzöſiſcher Sprache geſchrieben. Chriſtian Wolf heißt der vortreffliche Mann, der die Ideen des Leibnitz nicht blos ſyſtematiſirte, ſondern auch in deuſcher Sprache vortrug. Sein eigentliches Verdienſt beſteht nicht darin, daß er die Ideen des Leibnitz in ein feſtes Syſtem einſchloß, noch weniger darin, daß er ſie durch die deutſche Sprache dem größeren Publikum zugänglich machte: ſein Verdienſt beſteht darin, daß er uns anregte, auch in unſerer Mutterſprache zu philoſophiren. Wie wir bis Luther die Theologie, ſo haben wir bis Wolf die Philoſophie nur in lateiniſcher

Sprache zu behandeln gewußt. Das Beiſpiel einiger wenigen, die ſchon vorher dergleichen auf deutſch vortrugen, blieb ohne Erfolg; aber der Literarhiſtoriker muß ihrer mit beſonderem Lobe gedenken. Hier erwähnen wir daher namentlich des Johannes Tauler, eines Dominikanermönche, der zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts am Rheine geboren, und 1361 eben daſelbſt, ich glaube zu Straßburg, geſtorben iſt. Er war ein frommer Mann und gehörte zu jenen Myſtikern, die ich als die platoniſche Partei des Mittelalters bezeichnet habe. In den letzten Jahren ſeines Lebens entſagte dieſer Mann allem gelehrten Dünkel, ſchämte ſich nicht in der demüthigen Volksſprache zu predigen, und dieſe Predigten, die er aufgezeichnet, ſo wie auch die deutſchen Ueberſetzungen, die er von einigen ſeiner früheren lateiniſchen Predigten mitgetheilt, gehören zu den Denkmälern der deutſchen Sprache. Denn hier zeigt ſie ſchon, daß ſie zu metaphyſiſchen Unterſuchungen nicht blos tauglich, ſondern weit geeigneter iſt als die

lateiniſche. Dieſe letztere, die Sprache der Römer, kann nie ihren Urſprung verläugnen. Sie iſt eine Commandoſprache für Feldherren, eine Dekretalſprache für Adminiſtratoren, eine Juſtizſprache für Wucherer, eine Lapidarſprache für das ſteinharte Römervolk. Sie wurde die geeignete Sprache für den Materialismus. Obgleich das Chriſtenthum, mit wahrhaft chriſtlicher Geduld, länger als ein Jahrtauſend ſich damit abgequält dieſe Sprache zu ſpiritualiſiren, ſo iſt es ihm doch nicht gelungen; und als Johannes Tauler ſich ganz verſenken wollte in die ſchauerlichſten Abgründe des Gedankens, und als ſein Herz am heiligſten ſchwoll, da mußte er deutſch ſprechen. Seine Sprache iſt wie ein Bergquell, der aus harten Felſen hervorbricht, wunderbar geſchwängert von unbekanntem Kräuterduft und geheimnißvollen Steinkräften. Aber erſt in neuerer Zeit ward die Benutzbarkeit der deutſchen Sprache für die Philoſophie recht bemerklich. In keiner anderen Sprache hätte die Natur ihr geheimſtes Werk offenbaren können,

wie in unſerer lieben deutſchen Mutterſprache. Nur auf der ſtarken Eiche konnte die heilige Miſtel gedeihen.

Hier wäre wohl der Ort zur Beſprechung des Paracelſus, oder wie er ſich nannte, des Theophraſtus Paracelſus Bombaſtus von Hohenheim. Denn auch er ſchrieb meiſtens deutſch. Aber ich habe ſpäter in einer noch bedeutungsvolleren Beziehung von ihm zu reden. Seine Philoſophie war nämlich das, was wir heut zu Tage Naturphiloſophie nennen, und eine ſolche Lehre von der ideenbelebten Natur, wie ſie dem deutſchen Geiſte ſo geheimnißvoll zuſagt, hätte ſich ſchon damals bei uns ausgebildet, wenn nicht, durch zufälligen Einfluß, die lebloſe, mechaniſtiſche Phyſik der Carteſianer allgemein herrſchend geworden wäre. Paracelſus war ein großer Charlatan, und trug immer einen Scharlachrock, eine Scharlachhoſe, rothe Strümpfe und einen rothen Hut, und behauptete homunculi, kleine Menſchen, machen zu können, wenigſtens ſtand er in vertrauter Bekanntſchaft mit

verborgenen Weſen, die in den verſchiedenen Elementen hauſen — aber er war zugleich einer der tiefſinnigſten Naturkundigen, die mit deutſchem Forſcherherzen den vorchriſtlichen Volksglauben, den germaniſchen Pantheismus begriffen, und was ſie nicht wußten, ganz richtig geahnt haben.

Von Jakob Böhm ſollte eigentlich auch hier die Rede ſeyn. Denn er hat ebenfalls die deutſche Sprache zu philoſophiſchen Darſtellungen benutzt und wird in dieſem Betracht ſehr gelobt. Aber ich habe mich noch nie entſchließen können ihn zu leſen. Ich laß mich nicht gern zum Narren halten. Ich habe nämlich die Lobredner dieſes Myſtikers in Verdacht, daß ſie das Publikum myſtifiziren wollen. Was den Inhalt ſeiner Werke betrifft, ſo hat Euch ja Saint-Martin einiges davon in franzöſiſcher Sprache mitgetheilt. Auch die Engländer haben ihn überſetzt. Carl I. hatte von dieſem theoſophiſchen Schuſter eine ſo große Idee, daß er eigens einen Gelehrten zu ihm nach

Görlitz ſchickte, um ihn zu ſtudiren. Dieſer Gelehrte war glücklicher als ſein königlicher Herr. Denn während dieſer zu Withehall den Kopf verlor durch Cromwell's Beil, hat jener zu Görlitz, durch Jacob Böhm's Theoſophie, nur den Verſtand verloren.

Wie ich bereits geſagt, erſt Chriſtian Wolf hat mit Erfolg die deutſche Sprache in die Philoſophie eingeführt. Sein geringeres Verdienſt war ſein Syſtematiſiren und ſein Populariſiren der Leibnitziſchen Ideen. Beides unterliegt ſogar dem größten Tadel und wir müſſen beiläufig deſſen erwähnen. Sein Syſtematiſiren war nur eitel Schein und das wichtigſte der Leibnitziſchen Philoſophie war dieſem Scheine geopfert, z. B. der beſte Theil der Monadenlehre. Leibnitz hatte freilich kein ſyſtematiſches Lehrgebäude hinterlaſſen, ſondern nur die dazu nöthigen Ideen. Eines Rieſen bedurfte es, um die koloſſalen Quadern und Säulen zuſammenzuſetzen, die ein Rieſe aus den tiefſten Marmorbrüchen hervorgeholt und zierlich aus-

gemeißelt hatte. Das wär' ein ſchöner Tempel geworden. Chriſtian Wolf jedoch war von ſehr unterſetzter Statur und konnte nur einen Theil ſolcher Baumaterialien bemeiſtern, und er verarbeitete ſie zu einer kümmerlichen Stifshütte des Deismus. Wolf war mehr ein encyklopädiſcher Kopf als ein ſyſtematiſcher, und die Einheit einer Lehre begriff er nur unter der Form der Vollſtändigkeit. Er war zufrieden mit einem gewiſſen Fachwerk, wo die Fächer ſchönſtens geordnet, beſtens gefüllt und mit deutlichen Etiketten verſehen ſind. So gab er uns eine „Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften.“ Daß er, der Enkel des Descartes, die großväterliche Form der mathematiſchen Beweisführung geerbt hat, verſteht ſich von ſelbſt. Dieſe mathematiſche Form habe ich bereits bei Spinoza gerügt. Durch Wolf ſtiftete ſie großes Unheil. Sie degenerirte bei ſeinen Schülern zum unleidlichſten Schematismus und zur lächerlichen Manie alles in mathematiſcher Weiſe zu demonſtriren. Es

entſtand der ſogenannte Wolf'ſche Dogmatismus. Alles tiefere Forſchen hörte auf, und ein langweiliger Eifer nach Deutlichkeit trat an deſſen Stelle. Die Wolf'ſche Philoſophie wurde immer wäßriger und überſchwemmte endlich ganz Deutſchland. Die Spuren dieſer Sündfluth ſind noch heut zu Tage bemerkbar, und hie und da, auf unſeren höchſten Muſenſitzen, findet man noch alte Foſſilien aus der Wolf'ſchen Schule.

Chriſtian Wolf wurde geboren 1679 zu Breslau und ſtarb 1754 zu Halle. Ueber ein halbes Jahrhundert dauerte ſeine Geiſtesherrſchaft in Deutſchland. Sein Verhältniß zu den Theologen jener Tage müſſen wir beſonders erwähnen, und wir ergänzen damit unſere Mittheilungen über die Schickſale des Lutherthums.

In der ganzen Kirchengeſchichte giebt es keine verwickeltere Partie, als die Streitigkeiten der proteſtantiſchen Theologen, ſeit dem dreißigjährigen Krieg. Nur das ſpitzfündige Gezänke der Byzantiner iſt damit zu vergleichen; jedoch

war dieſes nicht ſo langweilig, da große, ſtaatsintereſſante Hofintriguen ſich dahinter verſteckten, ſtatt daß die proteſtantiſche Klopffechterei meiſtens in dem Pedantismus enger Magiſterköpfe und Schulfüchſe ſeinen Grund hatte. Die Univerſitäten, beſonders Tübingen, Wittenberg, Leipzig und Halle, ſind die Schauplätze jener theologiſchen Kämpfe. Die zwei Parteien, die wir, im katholiſchen Gewande, während dem ganzen Mittelalter kämpfen ſahen, die platoniſche und die ariſtoteliſche, haben nur Coſtüme gewechſelt, und befehden ſich nach wie vor. Das ſind die Pietiſten und die Orthodoxen, deren ich ſchon oben erwähnt, und die ich als Myſtiker ohne Phantaſie und Dogmatiker ohne Geiſt bezeichnet habe. Johannes Spener war der Scotus Erigena des Proteſtantismus, und wie dieſer durch ſeine Ueberſetzung des fabelhaften Dionyſius Areopagita den katholiſchen Myſtizismus begründet, ſo begründete jener den proteſtantiſchen Pietismus, durch ſeine Erbauungsverſammlungen, colloquia pietatis, woher vielleicht der Namen

Pietiſten ſeinen Anhängern geblieben iſt. Er war ein frommer Mann, Ehre ſeinem Andenken. Ein Berliner Pietiſt, Herr Franz Horn, hat eine gute Biographie von ihm geliefert. Das Leben Spener's iſt ein beſtändiges Martyrthum für die chriſtliche Idee. Er war in dieſem Betracht ſeinen Zeitgenoſſen überlegen. Er drang auf gute Werke und Frömmigkeit, er war vielmehr ein Prediger des Geiſtes als des Wortes. Sein homiletiſches Weſen war damals löblich. Denn die ganze Theologie, wie ſie auf den erwähnten Univerſitäten gelehrt wurde, beſtand nur in engbrüſtiger Dogmatik und wortklaubender Polemik. Exegeſe und Kirchengeſchichte wurden ganz bei Seite geſetzt.

Ein Schüler jenes Spener's, Hermann Franke, begann in Leipzig Vorleſungen zu halten nach dem Beiſpiele und im Sinne ſeines Lehrers. Er hielt ſie auf deutſch, ein Verdienſt, welches wir immer gern mit Anerkennung erwähnen. Der Beifall, den er dabei erwarb, erregte den Neid ſeiner Collegen, die deshalb unſerem

armen Pietiſten das Leben ſehr ſauer machten. Er mußte das Feld räumen, und er begab ſich nach Halle, wo er mit Wort und That das Chriſtenthum lehrte. Sein Andenken iſt dort unverwelklich, denn er iſt der Stifter des Halleſchen Waiſenhauſes. Die Univerſität Halle ward nun bevölkert von Pietiſten und man nannte ſie „die Waiſenhauspartei.“ Nebenbei geſagt, dieſe hat ſich dort bis auf heutigen Tag erhalten; Halle iſt noch bis jetzt die Taupinière der Pietiſten, und ihre Streitigkeiten mit den proteſtantiſchen Razionaliſten haben noch vor einigen Jahren einen Scandal erregt, der durch ganz Deutſchland ſeinen Mißduft verbreitete. Glückliche Franzoſen, die Ihr nichts davon gehört habt! Sogar die Exiſtenz jener evangeliſchen Klatſchblätter, worin die frommen Fiſchweiber der proteſtantiſchen Kirche ſich weidlich ausgeſchimpft, ſind Euch unbekannt geblieben. Glückliche Franzoſen, die Ihr keinen Begriff davon habt, wie hämiſch, wie kleinlich, wie widerwärtig unſre evangeliſchen Prieſter

einander begeifern können. Ihr wißt, ich bin kein Anhänger des Katholizismus. In meinen jetzigen religiösen Ueberzeugungen lebt zwar nicht mehr die Dogmatik, aber doch immer der Geiſt des Proteſtantismus. Ich bin alſo für die proteſtantiſche Kirche noch immer parteiiſch. Und doch muß ich, der Wahrheit wegen, eingeſtehen, daß ich nie in den Annalen des Papismus ſolche Miſerabilitäten gefunden habe, wie in der Berliner evangeliſchen Kirchenzeitung bei dem erwähnten Scandal zum Vorſchein kamen. Die feigſten Mönchstücken, die kleinlichſten Kloſterränke ſind noch immer noble Gutmüthigkeiten in Vergleichung mit den chriſtlichen Heldenthaten die unſere proteſtantiſchen Orthodoxen und Pietiſten gegen die verhaßten Nazionaliſten ausübten. Von dem Haß, der bei ſolchen Gelegenheiten zum Vorſchein kommt, habt Ihr Franzoſen keinen Begriff. Die Deutſchen ſind aber überhaupt vindicativer als die romaniſchen Völker.

Das kommt daher, ſie ſind Idealiſten auch

im Haß. Wir haßen uns nicht um Außendinge, wie Ihr, etwa wegen beleidigter Eitelkeit, wegen eines Epigramms, wegen einer nicht erwiederten Viſitenkarte, nein, wir haſſen bei unſern Feinden das Tiefſte, das Weſentlichſte, das in ihnen iſt, den Gedanken. Ihr Franzoſen ſeid leichtfertig und oberflächlich, wie in der Liebe, ſo auch im Haß. Wir Deutſchen haſſen gründlich, dauernd; da wir zu ehrlich, auch zu unbeholfen ſind, um uns mit ſchneller Perfidie zu rächen, ſo haſſen wir bis zu unſerem letzten Athemzug.

Ich kenne, mein Herr, dieſe deutſche Ruhe, ſagte jüngſt eine Dame, indem ſie mich mit großgeöffneten Augen ungläubig und beängſtigt anſah; ich weiß, Ihr Deutſchen gebraucht daſſelbe Wort für Verzeihen und Vergiften. Und in der That ſie hat Recht, das Wort Vergeben bedeutet beides.

Es waren nun, wenn ich nicht irre, die Halle'ſchen Orthodoxen, welche, in ihrem Kampfe

mit den eingeſiedelten Pietiſten, die Wolf'ſche Philoſophie zu Hülfe riefen. Denn die Religion, wenn ſie uns nicht mehr verbrennen kann, kommt ſie bei uns betteln. Aber alle unſere Gaben bringen ihr ſchlechten Gewinn. Das mathematiſche, demonſtrative Gewand, womit Wolf die arme Religion recht liebevoll eingekleidet hatte, paßte ihr ſo ſchlecht, daß ſie ſich noch beengter fühlt und in dieſer Beengniß ſehr lächerlich machte. Ueberall platzten die ſchwachen Näthe. Beſonders der verſchämte Theil, die Erbſünde, trat hervor in ſeiner grellſten Blöße. Hier half kein logiſches Feigenblatt. Chriſtlich lutheriſche Erbſünde und Leibnitz-Wolf'ſcher Optimismus ſind unverträglich. Die franzöſiſche Perſiflage des Optimismus mißfiel daher am wenigſten unſeren Theologen. Voltaire's Witz kam der nackten Erbſünde zu Gute. Der deutſche Panglos hat aber, durch die Vernichtung des Optimismus ſehr viel verloren und ſuchte lange nach einer ähnlichen Troſtlehre, bis das

Hegel'ſche Wort „alles was iſt, iſt vernünftig!" ihm einigen Erſatz bot.

Von dem Augenblick an, wo eine Religion bei der Philoſophie Hülfe begehrt, iſt ihr Untergang unabwendlich. Sie ſucht ſich zu vertheidigen und ſchwatzt ſich immer tiefer in's Verderben hinein. Die Religion, wie jeder Abſolutismus, darf ſich nicht juſtifiziren. Prometheus wird an den Felſen gefeſſelt von der ſchweigenden Gewalt. Ja, Aeſchylus läßt die perſonifizirte Gewalt kein einziges Wort reden. Sie muß ſtumm ſeyn.

Seitdem nun, wie ich oben erzählt, die Religion Hülfe ſuchte bei der Philoſophie, wurden von den deutſchen Gelehrten, außer der neuen Einkleidung, noch unzählige Experimente mit ihr angeſtellt. Man wollte ihr eine neue Jugend bereiten, und man benahm ſich dabei ungefähr wie Medea bei der Verjüngung des Königs Aeſon. Zuerſt wurde ihr zur Ader gelaſſen, alles abergläubiſche Blut wurde ihr

langſam abgezapft; um mich bildlos auezudrücken: es wurde der Verſuch gemacht, allen hiſtoriſchen Inhalt aus dem Chriſtenthume herauszunehmen und nur den moraliſchen Theil zu bewahren. Hierdurch ward nun das Chriſtenthum zu einem reinen Deismus. Chriſtus hörte auf Mitregent Gottes zu ſeyn, er wurde gleichſam mediatiſirt, und nur noch als Privatperſon fand er anerkennende Verehrung. Seinen moraliſchen Charakter lobte man über alle Maßen. Man konnte nicht genug rühmen, welch ein braver Menſch er geweſen ſei. Was die Wunder betrifft, die er verrichtet, ſo erklärte man ſie phyſikaliſch, oder man ſuchte ſo wenig Aufhebens als möglich davon zu machen. Wunder, ſagten Einige, waren nöthig in jenen Zeiten des Aberglaubens, und ein vernünftiger Mann, der irgend eine Wahrheit zu verkündigen hatte, bediente ſich ihrer gleichſam als Annonçe. Dieſe Theologen, die alles Hiſtoriſche aus dem Chriſtenthume ſchieden, heißen Razionaliſten, und gegen dieſe

wendete ſich ſowohl die Wuth der Pietiſten als auch der Orthodoxen, die ſich ſeitdem minder heftig befehdeten und nicht ſelten verbündeten. Was die Liebe nicht vermochte, das vermochte der gemeinſchaftliche Haß, der Haß gegen die Razionaliſten.

Dieſe Richtung in der proteſtantiſchen Theologie beginnt mit dem ruhigen Semmler, den Ihr nicht kennt, erſtieg ſchon eine beſorgliche Höhe mit dem klaren Teller, den Ihr auch nicht kennt, und erreichte ihren Gipfel mit dem ſeichten Bahrdt, an deſſen Bekanntſchaft Ihr nichts verliert. Die ſtärkſten Anregungen kamen von Berlin, wo Friedrich der Große und der Buchhändler Nicolai regierten.

Ueber erſteren, den gekrönten Materialismus, ſeid Ihr hinlänglich unterrichtet. Ihr wißt, daß er franzöſiſche Verſe machte, ſehr gut die Flöte bließ, die Schlacht bei Roßbach gewann, viel Tabak ſchnupfte und nur an Kanonen glaubte. Einige von Euch haben gewiß auch

Sans-souci beſucht, und der alte Invalide, der dort Schloßwart, hat Euch in der Bibliothek die franzöſiſchen Romane gezeigt, die Friedrich als Kronprinz in der Kirche las, und die er in ſchwarzen Maroquin einbinden laſſen, damit ſein geſtrenger Vater glaubte, er läſe in einem lutheriſchen Geſangbuche. Ihr kennt ihn, den königlichen Weltweiſen, den Ihr den Salomo des Nordens genannt habt. Frankreich war das Ophir dieſes nordiſchen Salomon's, und von dorther erhielt er ſeine Poeten und Philoſophen, für die er eine große Vorliebe hegte, gleich dem Salomo des Südens, welche wie Ihr im Buche der Könige Kapitel X. leſen könnt, durch ſeinen Freund Hieram ganze Schiffs-ladungen von Gold, Elfenbein, Poeten und Philoſophen aus Ophir kommen ließ. Wegen ſolcher Vorliebe für ausländiſche Talente, konnte nun freilich Friedrich der Große keinen allzu-großen Einfluß auf den deutſchen Geiſt ge-winnen. Er beleidigte vielmehr, er kränkte das deutſche Nazionalgefühl. Die Verachtung,

die Friedrich der Große unſerer Literatur angedeihen ließ, muß ſogar uns Enkel noch verdrießen. Außer dem alten Gellert hatte keiner derſelben ſich ſeiner allergnädigſten Huld zu erfreuen. Die Unterredung, die er mit demſelben führte, iſt merkwürdig.

Hat aber Friedrich der Große uns verhöhnt ohne uns zu unterſtützen, ſo unterſtützte uns deſto mehr der Buchhändler Nicolai, ohne daß wir deshalb Bedenken trugen, ihn zu verhöhnen. Dieſer Mann war ſein ganzes Leben lang unabläſſig thätig für das Wohl des Vaterlandes, er ſcheute weder Mühe noch Geld, wo er etwas Gutes zu befördern hoffte, und doch iſt noch nie in Deutſchland ein Mann ſo grauſam, ſo unerbittlich, ſo zernichtend verſpottet worden, wie eben dieſer Mann. Obgleich wir, die Spätergeborenen, recht wohl wiſſen, daß der alte Nicolai, der Freund der Aufklärung, ſich in der Hauptſache durchaus nicht irrte; obgleich wir wiſſen,

daß es meiſtens unſere eignen Feinde, die Obſcuranten, geweſen, die ihn zu Grunde perſiflirt: ſo können wir doch nicht mit ganz ernſthaftem Geſichte an ihn denken. Der alte Nicolai ſuchte in Deutſchland daſſelbe zu thun, was die franzöſiſchen Philoſophen in Frankreich gethan: er ſuchte die Vergangenheit im Geiſte des Volks zu vernichten; eine löbliche Vorarbeit, ohne welche keine radikale Revoluzion ſtattfinden kann. Aber vergebens, er war ſolcher Arbeit nicht gewachſen. Die alten Ruinen ſtanden noch zu feſt, und die Geſpenſter ſtiegen daraus hervor und verhöhnten ihn; dann aber wurde er ſehr unwirſch, und ſchlug blind drein, und die Zuſchauer lachten, wenn ihm die Fledermäuſe um die Ohren ziſchten und ſich in ſeiner wohlgepuderten Perrücke verfingen. Auch geſchah es wohl zuweilen, daß er Windmühlen für Rieſen anſah und dagegen focht. Noch ſchlimmer aber bekam es ihm, wenn er manchmal wirkliche Rieſen für bloße Windmühlen anſah, z. B. einen

Wolfgang Goethe. Er ſchrieb eine Satyre gegen deſſen Werther, worin er alle Intenzionen des Autors auf's plumpſte verkannte. Indeſſen, in der Hauptſache hatte er immer Recht; wenn er auch nicht begriffen, was Goethe mit ſeinem Werther eigentlich ſagen wollte, ſo begriff er doch ganz gut deſſen Wirkung, die weichliche Schwärmerei, die unfruchtbare Sentimentalität, die durch dieſen Roman aufkam und mit jeder vernünftigen Geſinnung, die uns Noth that, in feindlichem Widerſpruch war. Hier ſtimmte Nicolai ganz überein mit Leſſing, der an einen Freund folgendes Urtheil über den Werther ſchrieb:

„Wenn ein ſo warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes ſtiften ſoll: meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte? Ein Paar Winke hinterher, wie Werther zu einem ſo abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage

gegeben, sich davor zu bewahren habe. Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so, und darum, das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Sokrates Zeiten würde man eine solche ἐξ ἔρωτος κατοχη, welche τι τολμαν παρα φυσιν antreibt, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse; und je cynischer, je besser!"

Freund Nicolai hat nun wirklich, nach solcher Angabe, einen veränderten Werther herausgegeben. Nach dieser Version hat sich der Held nicht todtgeschossen, sondern nur mit Hühnerblut besudelt; denn statt mit Blei war die Pistole nur mit letzterem geladen.

Werther wird lächerlich, bleibt leben, heirathet Charlotte, kurz endet noch tragiſcher als im Goethe'ſchen Original.

„Die allgemeine deutſche Bibliothek" hieß die Zeitſchrift, die Nicolai gegründet, und worin er und ſeine Freunde gegen Aberglauben, Jeſuiten, Hoflakaien u. dgl. kämpften. Es iſt nicht zu läugnen, daß mancher Hieb, der dem Aberglauben galt, unglücklicher Weiſe die Poeſie ſelbſt traf. So ſtritt Nicolai z. B. gegen die aufkommende Vorliebe für altdeutſche Volkslieder. Aber im Grunde hatte er wieder Recht; bei aller möglichen Vorzüglichkeit, enthielten doch jene Lieder mancherlei Erinnerungen, die eben nicht zeitgemäß waren, die alten Klänge der Kuhreigen des Mittelalters, konnten die Gemüther des Volks wieder in den Glaubensſtall der Vergangenheit zurücklocken. Er ſuchte, wie Odyſſeus, die Ohren ſeiner Gefährten zu verſtopfen, damit ſie den Geſang der Syrenen nicht hörten,

unbekümmert, daß ſie alsdann auch taub wurden für die unſchuldigen Töne der Nachtigall. Damit das Feld der Gegenwart nur radikal von allem Unkraut geſäubert werde, trug der praktiſche Mann wenig Bedenken, auch die Blumen mit auszuräuten. Dagegen erhob ſich nun feindlichſt die Partei der Blumen und Nachtigallen, und alles was zu dieſer Partei gehört, Schönheit, Grazie, Witz und Scherz, und der arme Nicolai unterlag.

In dem heutigen Deutſchland haben ſich die Umſtände geändert, und die Partei der Blumen und der Nachtigallen iſt eng verbunden mit der Revoluzion. Uns gehört die Zukunft, und es dämmert ſchon herauf die Morgenröthe des Sieges. Wenn einſt ſein ſchöner Tag ſein Licht über unſer ganzes Vaterland ergießt, dann gedenken wir auch der Todten; dann gedenken wir gewiß auch deiner, alter Nicolai, armer Märtyrer der Vernunft! wir werden

deine Aſche nach dem deutſchen Pantheon tragen, der Sarkophag umgeben vom jubelnden Triumphzug und begleitet vom Chor der Muſikanten, unter deren Blasinſtrumenten bei Leibe keine Querpfeife ſein wird; wir werden auf deinem Sarg die anſtändigſte Lorbeerkrone legen, und wir werden uns alle mögliche Mühe geben, nicht dabei zu lachen.

Da ich von den philoſophiſchen und religiöſen Zuſtänden jener Zeit einen Begriff geben möchte, muß ich hier auch derjenigen Denker erwähnen, die mehr oder minder in Gemeinſchaft mit Nicolai zu Berlin thätig waren und gleichſam ein Jüſtemilieu zwiſchen Philoſophen und Belletriſtik bildeten. Sie hatten kein beſtimmtes Syſtem, ſondern nur eine beſtimmte Tendenz. Sie gleichen den engliſchen Moraliſten in ihrem Styl und in ihren letzten Gründen. Sie ſchreiben ohne wiſſenſchaftlich ſtrenge Form und das ſittliche Bewußtſein iſt die einzige Quelle ihrer Er-

kenntniß. Ihre Tendenz iſt ganz dieſelbe, die wir bei den franzöſiſchen Philantropen finden. In der Religion ſind ſie Razionaliſten. In der Politik ſind ſie Weltbürger. In der Moral ſind ſie Menſchen, edle, tugendhafte Menſchen, ſtreng gegen ſich ſelbſt, milde gegen Andere. Was Talent betrifft ſo mögen wohl Mendelsſohn, Sulzer, Abt, Moritz, Garve, Engel und Bieſter als die ausgezeichnetſten genannt werden. Moritz iſt mir der liebſte. Er leiſtete viel in der Erfahrungsſeelenkunde. Er war von einer köſtlichen Naivität, wenig verſtanden von ſeinen Freunden. Seine Lebensgeſchichte iſt eins der wichtigſten Denkmäler jener Zeit. Mendelsſohn hat jedoch vor allen übrigen eine große ſociale Bedeutung. Er war der Reformator der deutſchen Iſraeliten, ſeiner Glaubensgenoſſen, er ſtürzte das Anſehen des Talmudismus, er begründete den reinen Moſaismus. Dieſer Mann, den ſeine Zeitgenoſſen den deutſchen Sokrates nannten und wegen ſeines Seelenadels und ſeiner Geiſtes-

kraft ſo ehrfurchtsvoll bewunderten, war der Sohn eines armen Küſters der Synagoge von Deſſau. Außer dieſem Geburtsübel hatte ihn die Vorſehung auch noch mit einem Buckel belaſtet, gleichſam um dem Pöbel in recht greller Weiſe die Lehre zu geben, daß man den Menſchen nicht nach ſeiner äußern Erſcheinung, ſondern nach ſeinem innern Werthe ſchätzen ſolle. Oder hat ihm die Vorſehung, eben aus gütiger Vorſicht, einen Buckel zugetheilt, damit er manche Unbill des Pöbels einem Uebel zuſchreibe, worüber ein Weiſer ſich leicht tröſten kann?

Wie Luther das Papſtthum, ſo ſtürzte Mendelsſohn den Talmud, und zwar in derſelben Weiſe, indem er nämlich die Tradizion verwarf, die Bibel für die Quelle der Religion erklärte, und den wichtigſten Theil derſelben überſetzte. Er zerſtörte hierdurch den jüdiſchen, wie Luther den chriſtlichen Katholizismus. In der That, der Talmud iſt der Katholizismus

der Juden. Er iſt ein gothiſcher Dom, der zwar mit kindiſchen Schnörkeleien überladen, aber doch durch ſeine himmelkühne Rieſenhaftigkeit uns in Erſtaunen ſetzt. Er iſt eine Hierarchie von Religionsgeſetzen, die oft die putzigſten, lächerlichſten Subtilitäten betreffen, aber ſo ſinnreich einander über- und untergeordnet ſind, einander ſtützen und tragen, und ſo furchtbar konſequent zuſammenwirken, daß ſie ein grauenhaft trotziges, koloſſales Ganze bilden.

Nach dem Untergang des chriſtlichen Katholizismus mußte auch der jüdiſche, der Talmud, untergehen. Denn der Talmud hatte alsdann ſeine Bedeutung verloren; er diente nämlich nur als Schutzwerk gegen Rom, und ihm verdanken es die Juden, daß ſie dem chriſtlichen Rom eben ſo heldenmüthig wie einſt dem heidniſchen Rome widerſtehen konnten. Und ſie haben nicht blos widerſtanden, ſondern auch geſiegt. Der arme Rabbi von Nazareth, über deſſen ſterbendes Haupt der heidniſche

Römer die hämiſchen Worte ſchrieb: „König der Juden“ — eben dieſer dornengekrönte, mit dem ironiſchen Purpur behängte Spottkönig der Juden wurde am Ende der Gott der Römer, und ſie mußten vor ihm niederknien! Wie das heidniſche Rom wurde auch das chriſtliche Rom beſiegt, und dieſes wurde ſogar tributär. Wenn du, theurer Leſer, dich in den erſten Tagen des Trimeſters nach der Straße Lafitte verfügen willſt, und zwar nach dem Hôtel Nummero funfzehn, ſo ſiehſt du dort vor einem hohen Portal eine ſchwerfällige Kutſche, aus welcher ein dicker Mann hervorſteigt. Dieſer begiebt ſich die Treppe hinauf nach einem kleinen Zimmer, wo ein blonder junger Menſch ſitzt, der dennoch älter iſt als er wohl ausſieht, und in deſſen vornehmer grandſeigneurlicher Nonchalançe dennoch etwas ſo Solides liegt, etwas ſo Poſitives, etwas ſo Abſolutes, als habe er alles Geld dieſer Welt in ſeiner Taſche. Und wirklich, er hat alles Geld dieſer Welt in ſeiner Taſche,

und er heißt Monſieur James de Rothſchild, und der dicke Mann iſt Monſignor Grimbaldi, Abgeſandter Seiner Heiligkeit des Papſtes, und er bringt in deſſen Namen die Zinſen der römiſchen Anleihe, den Tribut von Rom.

Wozu jetzt noch der Talmud?

Moſes Mendelsſohn verdient daher großes Lob, daß er dieſen jüdiſchen Katholizismus, wenigſtens in Deutſchland, geſtürzt hat. Denn was überflüſſig iſt, iſt ſchädlich. Die Tradizion verwerfend, ſuchte er jedoch das moſaiſche Ceremonialgeſetz als religiöſe Verpflichtung aufrecht zu erhalten. War es Feigheit oder Klugheit? War es eine wehmüthige Nachliebe, die ihn abhielt, die zerſtörende Hand an Gegenſtände zu legen, die ſeinen Vorvätern am heiligſten waren, und wofür ſo viel Märtyrerblut und Märtyrerthränen gefloſſen? Ich glaube nicht. Wie die Könige der Materie, ſo müſſen auch die Könige des Geiſtes unerbittlich ſeyn gegen Familiengefühle;

auch auf dem Throne des Gedankens darf man keinen ſanften Gemüthlichkeiten nachgeben. Ich bin deshalb vielmehr der Meinung, daß Moſes Mendelsſohn in dem reinen Moſaismus eine Inſtituzion ſah, die dem Deismus gleichſam als eine letzte Verſchanzung dienen konnte. Denn der Deismus war ſein innerſter Glaube und ſeine tiefſte Ueberzeugung. Als ſein Freund Leſſing ſtarb, und man denſelben des Spinozismus anklagte, vertheidigte er ihn mit dem ängſtlichſten Eifer, und er ärgerte ſich bei dieſer Gelegenheit zu Tode.

Ich habe hier ſchon zum zweitenmale den Namen genannt, den kein Deutſcher ausſprechen kann, ohne daß in ſeiner Bruſt ein mehr oder minder ſtarkes Echo laut wird. Aber ſeit Luther hat Deutſchland keinen größeren und beſſeren Mann hervorgebracht, als Gotthold Ephraim Leſſing. Dieſe beiden ſind unſer Stolz und unſere Wonne.

Gleich dem Luther wirkte Leſſing nicht nur indem er etwas beſtimmtes that, ſondern indem er das deutſche Volk bis in ſeine Tiefen aufregte, und indem er eine heilſame Geiſterbewegung hervorbrachte, durch ſeine Kritik, durch ſeine Polemik. Er war die lebendige Kritik ſeiner Zeit und ſein ganzes Leben war Polemik. Dieſe Kritik machte ſich geltend im weiteſten Bereiche des Gedankens und des Gefühls, in der Religion, in der Wiſſenſchaft, in der Kunſt. Dieſe Polemik überwand jeden Gegner und erſtarkte nach jedem Siege. Leſſing, wie er ſelbſt eingeſtand, bedurfte eben des Kampfes zu der eignen Geiſtesentwickelung. Er glich ganz jenem fabelhaften Normann, der die Talente, Kenntniſſe und Kräfte derjenigen Männer erbte, die er im Zweikampf erſchlug, und in dieſer Weiſe endlich mit allen möglichen Vorzügen und Vortrefflichkeiten begabt war. Begreiflich iſt es, daß ſolch ein ſtreitluſtiger Kämpe nicht geringen Lärm in Deutſchland verurſachte, in

dem ſtillen Deutſchland, das damals noch ſabbathlich ſtiller war als heute. Verblüfft wurden die meiſten ob ſeiner literariſchen Kühnheit. Aber eben dieſe kam ihm hülfreich zu ſtatten; denn Oser! iſt das Geheimniß des Gelingens in der Literatur, eben ſo wie in der Revoluzion — und in der Liebe. Vor dem Leſſing'ſchen Schwerte zitterten Alle. Kein Kopf war vor ihm ſicher. Ja, manchen Schädel hat er ſogar aus Uebermuth herunter geſchlagen, und dann war er dabei noch ſo boßhaft, ihn vom Boden aufzuheben, und dem Publikum zu zeigen, daß er inwendig hohl war. Wen ſein Schwert nicht erreichen konnte, den tödtete er mit den Pfeilen ſeines Witzes. Die Freunde bewunderten die bunten Schwungfedern dieſer Feinde; die Feinde fühlten die Spitze in ihren Herzen. Der Leſſing'ſche Witz gleicht nicht jenem Enjouement, jener Gaité, jenen ſpringenden Saillies, wie man hier zu Land dergleichen kennt. Sein Witz war kein kleines franzöſiſches Windhündchen, das ſeinem eigenen

Schatten nachläuft; ſein Witz war vielmehr ein großer deutſcher Kater, der mit der Maus ſpielt, ehe er ſie würgt.

Ja, Polemik war die Luſt unſeres Leſſing's, und daher überlegte er nie lange, ob auch der Gegner ſeiner würdig war. So hat er eben durch ſeine Polemik manchen Namen der wohlverdienteſten Vergeſſenheit entriſſen. Mehre winzige Schriftſtellerlein hat er mit dem geiſtreichſten Spott, mit dem köſtlichſten Humor gleichſam umſponnen, und in den Leſſing'ſchen Werken erhalten ſie ſich nun für ewige Zeiten, wie Inſekten, die ſich in einem Stück Bernſtein verfangen. Indem er ſeine Gegner tödtete, machte er ſie zugleich unſterblich. Wer von uns hätte jemals etwas von jenem Klotz erfahren, an welchen Leſſing ſo viel Hohn und Scharfſinn verſchwendet! Die Felſenblöcke, die er auf dieſen armen Antiquar geſchleudert und womit er ihn zerſchmettert, ſind jetzt deſſen unverwüſtliches Denkmal.

Merkwürdig iſt es, daß jener witzigſte Menſch in Deutſchland, auch zugleich der ehrlichſte war. Nichts gleicht ſeiner Wahrheitsliebe. Leſſing machte der Lüge nicht die mindeſte Conzeſſion, ſelbſt wenn er dadurch, in der gewöhnlichen Weiſe der Weltklugen, den Sieg der Wahrheit befördern konnte. Er konnte alles für die Wahrheit thun, nur nicht lügen. Wer darauf denkt, ſagte er einſt, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminken an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler ſeyn, aber ihr Liebhaber iſt er nie geweſen.

Das ſchöne Wort Büffon's „der Styl iſt der Menſch ſelber!“ iſt auf niemand anwendbarer als auf Leſſing. Seine Schreibart iſt ganz wie ſein Charakter, wahr, feſt, ſchmucklos, ſchön und impoſant durch die inwohnende Stärke. Sein Styl iſt ganz der Styl der römiſchen Bauwerke: höchſte Solidität

bei der höchſten Einfachheit; gleich Quaderſteinen, ruhen die Sätze auf einander, und wie bei jenen das Geſetz der Schwere, ſo iſt bei dieſen die logiſche Schlußfolge das unſichtbare Bindemittel. Daher in der Leſſing'ſchen Proſa ſo wenig von jenen Füllwörtern und Wendungskünſten, die wir bei unſerem Periodenbau gleichſam als Mörtel gebrauchen. Noch viel weniger finden wir da jene Gedankenkarvatiden, welche Ihr la belle phrase nennt.

Daß ein Mann wie Leſſing niemals glücklich ſeyn konnte, werdet Ihr leicht begreifen. Und wenn er auch nicht die Wahrheit geliebt hätte, und wenn er ſie auch nicht ſelbſtwillig überall verfochten hätte, ſo mußte er doch unglücklich ſeyn; denn er war ein Genie. Alles wird man dir verzeihen, ſagte jüngſt ein ſeufzender Dichter, man verzeiht dir deinen Reichthum, man verzeiht dir die hohe Geburt, man verzeiht dir deine Wohlgeſtalt, man läßt dir ſogar

Talent hingehen, aber man iſt unerbittlich gegen das Genie. Ach! und begegnet ihm auch nicht der böſe Wille von außen, ſo fände das Genie doch ſchon in ſich ſelber den Feind, der ihm Elend bereitet. Deshalb iſt die Geſchichte der großen Männer immer eine Märtyrerlegende; wenn ſie auch nicht litten für die große Menſchheit, ſo litten ſie doch für ihre eigene Größe, für die große Art ihres Seyns, das Unphiliſterliche, für ihr Mißbehagen an der prunkenden Gemeinheit, der lächelnden Schlechtigkeit ihrer Umgebung, ein Mißbehagen, welches ſie natürlich zu Extravaganzen bringt, z. B. zum Schauſpielhaus oder gar zum Spielhaus — wie es dem armen Leſſing begegnete.

Mehr als dieſes hat ihm aber der böſe Leumund nicht nachſagen können, und aus ſeiner Biographie erfahren wir nur, daß ihm ſchöne Comödiantinnen amüſanter dünkten als

Hamburgiſche Paſtöre, und daß ſtumme Karten ihm beſſere Unterhaltung gewährten als ſchwatzende Wolfianer.

Es iſt herzzerreißend, wenn wir in dieſer Biographie leſen, wie das Schickſal auch jede Freude dieſem Manne verſagt hat, und wie es ihm nicht einmal vergönnte in der Umfriedung der Familie ſich von ſeinen täglichen Kämpfen zu erholen. Einmal nur ſchien Fortuna ihn begünſtigen zu wollen, ſie gab ihm ein geliebtes Weib, ein Kind — aber dieſes Glück war wie der Sonnenſtrahl, der den Fittig eines vorüberfliegenden Vogels vergoldet, es ſchwand eben ſo ſchnell, das Weib ſtarb in Folge des Wochenbetts, das Kind ſchon bald nach der Geburt, und über letzteres ſchrieb er einem Freunde die gräßlich witzigen Worte:

„Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn ungern dieſen Sohn! Denn er hatte ſo viel Verſtand! ſo viel Verſtand! —

Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterſchaft mich ſchon zu ſo einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich ſage. — War es nicht Verſtand, daß man ihn mit eiſernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er ſo bald Unrath merkte? — War es nicht Verſtand, daß er die erſte Gelegenheit ergriff, ſich wieder davon zu machen? — Ich wollte es auch einmal ſo gut haben wie andere Menſchen. Aber es iſt mir ſchlecht bekommen."

Ein Unglück gab es, worüber ſich Leſſing nie gegen ſeine Freunde ausgeſprochen: dieſes war ſeine ſchaurige Einſamkeit, ſein geiſtiges Alleinſtehn. Einige ſeiner Zeitgenoſſen liebten ihn, keiner verſtand ihn. Mendelsſohn, ſein beſter Freund, vertheidigte ihn mit Eifer, als man ihn des Spinozismus beſchuldigte. Vertheidigung und Eifer waren ebenſo lächerlich wie überflüſſig. Beruhige dich im Grabe,

alter Moſes; dein Leſſing war zwar auf dem Wege zu dieſem entſetzlichen Irrthum, zu dieſem jammervollen Unglück, nämlich zum Spinoziemus — aber der Allerhöchſte, der Vater im Himmel, hat ihn noch zur rechten Zeit durch den Tod gerettet. Beruhige dich, dein Leſſing war kein Spinoziſt, wie die Verläumdung behauptete; er ſtarb als guter Deiſt, wie du und Nicolai und Teller und die allgemeine deutſche Bibliothek!

Leſſing war nur der Prophet, der aus dem zweiten Teſtament in's dritte hinüber-deutete. Ich habe ihn den Fortſetzer des Luther genannt und eigentlich in dieſer Eigenſchaft habe ich ihn hier zu beſprechen. Von ſeiner Bedeutung für die deutſche Kunſt kann ich erſt ſpäter reden. In dieſer hat er nicht blos durch ſeine Kritik, ſondern auch durch ſein Beiſpiel eine heilſame Reform bewirkt, und dieſe Seite ſeiner Thätigkeit

wird gewöhnlich zumeiſt hervorgehoben und beleuchtet. Wir jedoch betrachten ihn von einem anderen Standpunkte aus, und ſeine philoſophiſchen und theologiſchen Kämpfe ſind uns wichtiger als ſeine Dramaturgie und ſeine Dramata. Letztere jedoch, wie alle ſeine Schriften, haben eine ſociale Bedeutung, und Nathan der Weiſe iſt im Grunde nicht blos eine gute Comödie, ſondern auch eine philoſophiſch theologiſche Abhandlung zu Gunſten des reinen Deismus. Die Kunſt war für Leſſing ebenfalls eine Tribüne, und wenn man ihn von der Kanzel oder vom Katheder herabſtieß, dann ſprang er auf's Theater, und ſprach dort noch viel deutlicher, und gewann ein noch zahlreicheres Publikum.

Ich ſage, Leſſing hat den Luther fortgeſetzt. Nachdem Luther uns von der Tradizion befreit, und die Bibel zur alleinigen Quelle des Chriſtenthums erhoben hatte, da entſtand,

wie ich ſchon oben erzählt, ein ſtarrer Wortdienſt, und der Buchſtabe der Bibel herrſchte eben ſo tyranniſch wie einſt die Tradizion. Zur Befreiung von dieſem tyranniſchen Buchſtaben hat nun Leſſing am meiſten beigetragen. Wie Luther ebenfalls nicht der einzige war, der die Tradizion bekämpft, ſo kämpfte Leſſing zwar nicht allein, aber doch am gewaltigſten gegen den Buchſtaben. Hier erſchallt am lauteſten ſeine Schlachtſtimme. Hier ſchwingt er ſein Schwert am freudigſten, und es leuchtet und tödtet. Hier aber auch wird Leſſing am ſtärkſten bedrängt von der ſchwarzen Schaar, und in ſolcher Bedrängniß rief er einſt aus:

„O sancta simplicitas! — Aber noch bin ich nicht da, wo der gute Mann, der dieſes ausrief, nur noch dieſes ausrufen konnte. (Huß rief dieſes auf dem Scheiterhaufen.) Erſt ſoll uns hören, erſt ſoll über

uns urtheilen, wer hören und urtheilen kann und will!"

„O daß Er es könnte, Er, den ich am liebſten zu meinem Richter haben möchte! — Luther, du! — Großer, verkannter Mann! Und von niemanden mehr verkannt, als von den Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg, ſchreiend aber gleichgültig, daher ſchlendern! — Du haſt uns von dem Joche der Tradizion erlöſt: wer erlöſet uns von dem unerträglicheren Joche des Buchſtabens! Wer bringt uns endlich ein Chriſtenthum, wie du es jetzt lehren würdeſt; wie es Chriſtus ſelbſt lehren würde!"

Ja, der Buchſtabe, ſagte Leſſing, ſei die letzte Hülle des Chriſtenthums, und erſt nach Vernichtung dieſer Hülle trete hervor der Geiſt. Dieſer Geiſt iſt aber nichts anders, als das, was die Wolf'ſchen Philoſophen

zu demonſtriren gedacht, was die Philantropen in ihrem Gemüthe gefühlt, was Mendelsſohn im Moſaismus gefunden, was die Freimaurer geſungen, was die Poeten gepfiffen, was ſich damals in Deutſchland unter allen Formen geltend machte: der reine Deismus.

Leſſing ſtarb zu Braunſchweig, im Jahr 1781, verkannt, gehaßt und verſchrien. In demſelben Jahre erſchien zu Königsberg die Kritik der reinen Vernunft von Immanuel Kant. Mit dieſem Buche, welches durch ſonderbare Verzögerung erſt am Ende der achtziger Jahre allgemein bekannt wurde, beginnt eine geiſtige Revoluzion in Deutſchland, die mit der materiellen Revoluzion in Frankreich die ſonderbarſten Analogien bietet, und dem tieferen Denker eben ſo wichtig dünken muß wie jene. Sie entwickelt ſich mit denſelben Phaſen, und zwiſchen beiden herrſcht der merkwürdigſte Parallelismus. Auf beiden Seiten

des Rheines ſehen wir denſelben Bruch mit der Vergangenheit, der Tradizion wird alle Ehrfurcht aufgekündigt; wie hier in Frankreich jedes Recht, ſo muß dort in Deutſchland jeder Gedanke ſich juſtifiziren, und wie hier das Königthum, der Schlußſtein der alten ſocialen Ordnung, ſo ſtürzt dort der Deismus, der Schlußſtein des geiſtigen alten Regimes.

Von dieſer Kataſtrophe, von dem 21. Januar des Deismus, ſprechen wir im folgenden Stücke. Ein eigenthümliches Grauen, eine geheimnißvolle Pietät erlaubt uns heute nicht, weiter zu ſchreiben. Unſere Bruſt iſt voll von entſetzlichem Mitleid — es iſt der Alte ſelber, der ſich zum Tode bereitet. Wir haben ihn ſo gut gekannt, von ſeiner Wiege an, in Aegypten, als er unter göttlichen Kälbern, Krokodillen, heiligen Zwiebeln, Ibiſſen und Katzen erzogen wurde — Wir haben ihn geſehen, wie er dieſen Geſpielen ſeiner Kind-

heit und den Obelisken und Sphynxen seines heimathlichen Nilthals Adel sagte, und in Palästina, bei einem armen Hirtenvölkchen, ein kleiner Gott-König wurde, und in einem eigenen Tempelpalast wohnte — Wir sahen ihn späterhin, wie er mit der assyrisch babylonischen Civilisazion in Berührung kam, und seine allzumenschlichen Leidenschaften ablegte, nicht mehr lauter Zorn und Rache spie, wenigstens nicht mehr wegen jeder Lumperei gleich donnerte. — Wir sahen ihn auswandern nach Rom, der Hauptstadt, wo er aller Nazionalvorurtheile entsagte, und die himmlische Gleichheit aller Völker proklamirte, und mit solchen schönen Phrasen gegen den alten Jupiter Oppozizion bildete, und so lange intriguirte bis er zur Herrschaft gelangte, und vom Capitole herab die Stadt und die Welt, urbem et orbem, regierte — Wir sahen, wie er sich noch mehr vergeistigte, wie er sanftselig wimmerte, wie er ein liebe-

voller Vater wurde, ein allgemeiner Menſchenfreund, ein Weltbeglücker, ein Philantrop — es konnte ihm alles nichts helfen. —

Hört Ihr das Glöckchen klingeln? Kniet nieder — Man bringt die Sakramente einem ſterbenden Gotte.

Drittes Buch.

Es geht die Sage, daß ein engliſcher Mechanikus, der ſchon die künſtlichſten Maſchinen erdacht, endlich auch auf den Einfall gerathen, einen Menſchen zu fabriziren; dieſes ſei ihm auch endlich gelungen, das Werk ſeiner Hände konnte ſich ganz wie ein Menſch geberden und betragen, es trug in der ledernen Bruſt ſogar eine Art menſchlichen Gefühls, das von den gewöhnlichen Gefühlen der Engländer nicht gar zu ſehr verſchieden war, es konnte in artikulirten Tönen ſeine Empfindungen mittheilen, und eben das Geräuſch der innern Räder, Raspeln und Schrauben, das man dann vernahm, gab dieſen

Tönen eine echtengliſche Ausſprache; kurz dieſes Automat war ein vollendeter Gentleman, und zu einem echten Menſchen fehlte ihm gar nichts als eine Seele. Dieſe aber hat ihm der engliſche Mechanikus nicht geben können, und das arme Geſchöpf, das ſich ſolchen Mangels bewußt worden, quälte nun Tag und Nacht ſeinen Schöpfer mit der Bitte, ihm eine Seele zu geben. Solche Bitte, die ſich immer dringender wiederholte, wurde jenem Künſtler endlich ſo unerträglich, daß er vor ſeinem eignen Kunſtwerk die Flucht ergriff. Das Automat aber nahm gleich Extrapoſt, verfolgte ihn nach dem Continente, reiſ't beſtändig hinter ihm her, erwiſcht ihn manchmal, und ſchnarrt und grunzt ihm dann entgegen: Give me a soul! Dieſen beiden Geſtalten begegnen wir nun in allen Ländern, und nur wer ihr beſonderes Verhältniß kennt, begreift ihre ſonderbare Haſt und ihren ängſtlichen Mißmuth. Wenn man aber dieſes beſondere Verhältniß kennt, ſo ſieht man darin wieder

etwas Allgemeines, man ſieht wie ein Theil des engliſchen Volks ſeines mechaniſchen Daſeins überdrüſſig iſt und eine Seele verlangt, der andere Theil aber aus Angſt vor ſolcherlei Begehrniß in die Kreuz und die Quer getrieben wird, beide aber es daheim nicht mehr aushalten können.

Dieſes iſt eine grauenhafte Geſchichte. Es iſt entſetzlich, wenn die Körper, die wir geſchaffen haben, von uns eine Seele verlangen. Weit grauenhafter, entſetzlicher, unheimlicher iſt es jedoch, wenn wir eine Seele geſchaffen und dieſe von uns ihren Leib verlangt und uns mit dieſem Verlangen verfolgt. Der Gedanke, den wir gedacht, iſt eine ſolche Seele, und er läßt uns keine Ruhe bis wir ihm ſeinen Leib gegeben, bis wir ihn zur ſinnlichen Erſcheinung gefördert. Der Gedanke will That, das Wort will Fleiſch werden. Und wunderbar! der Menſch, wie der Gott der Bibel, braucht nur ſeinen Gedanken auszuſprechen, und es

geſtaltet ſich die Welt, es wird Licht oder es wird Finſterniß, die Waſſer ſondern ſich von dem Feſtland, oder gar wilde Beſtien kommen zum Vorſchein. Die Welt iſt die Signatur des Wortes.

Dieſes merkt Euch, Ihr ſtolzen Männer der That. Ihr ſeid nichts als unbewußte Handlanger der Gedankenmänner, die oft in demüthigſter Stille Euch all Eu'r Thun auf's Beſtimmteſte vorgezeichnet haben. Maximilian Robespierre war nichts als die Hand von Jean Jacques Rouſſeau, die blutige Hand, die aus dem Schooße der Zeit den Leib hervorzog, deſſen Seele Rouſſeau geſchaffen. Die unſtäte Angſt, die dem Jean Jacques das Leben verkümmerte, rührte ſie vielleicht daher, daß er ſchon im Geiſte ahnte, welch eines Geburtshelfers ſeine Gedanken bedurften, um leiblich zur Welt zu kommen?

Der alte Fontenelle hatte vielleicht Recht als er ſagte: wenn ich alle Gedanken dieſer

Welt in meiner Hand trüge, ſo würde ich mich hüten ſie zu öffnen. Ich meinestheils, ich denke anders. Wenn ich alle Gedanken dieſer Welt in meiner Hand hätte — ich würde Euch vielleicht bitten, mir die Hand gleich abzuhauen; auf keinen Fall hielte ich ſie ſo lange verſchloſſen. Ich bin nicht dazu geeignet ein Kerkermeiſter der Gedanken zu ſeyn. Bei Gott! ich laß ſie los. Mögen ſie ſich immerhin zu den bedenklichſten Erſcheinungen verkörpern, mögen ſie immerhin, wie ein toller Bachantenzug alle Lande durchſtürmen, mögen ſie mit ihren Thyrſusſtäben unſere unſchuldigſten Blumen zerſchlagen, mögen ſie immerhin in unſere Hoſpitäler hereinbrechen, und die kranke alte Welt aus ihren Betten jagen — es wird freilich mein Herz ſehr bekümmern und ich ſelber werde dabei zu Schaden kommen! Denn ach! ich gehöre ja ſelber zu dieſer kranken alten Welt, und mit Recht ſagt der Dichter: wenn man auch ſeiner Krücken ſpottet, ſo kann man darum doch nicht beſſer gehen. Ich bin

der Krankſte von Euch allen und um ſo bedauernswürdiger, da ich weiß was Geſundheit iſt. Ihr aber, Ihr wißt es nicht, Ihr Beneidenswerthen! Ihr ſeid kapabel zu ſterben, ohne es ſelbſt zu merken. Ja, viele von Euch ſind längſt todt und behaupten, jetzt erſt beginne ihr wahres Leben. Wenn ich ſolchem Wahnſinn widerſpreche, dann wird man mir gram und ſchmäht mich — und entſetzlich! die Leichen ſpringen an mich heran, und ſchimpfen, und mehr noch als ihre Schmähworte beläſtigt mich ihr Moderduft ..... Fort, Ihr Geſpenſter! ich ſpreche jetzt von einem Manne, deſſen Name ſchon eine exorzirende Macht ausübt, ich ſpreche von Immanuel Kant!

Man ſagt, die Nachtgeiſter erſchrecken, wenn ſie das Schwert eines Scharfrichters erblicken. — Wie müſſen ſie erſt erſchrecken, wenn man ihnen Kant's „Kritik der reinen Vernunft" entgegen hält! Dieſes Buch iſt

das Schwert, womit der Deismus hingerichtet worden in Deutſchland.

Ehrlich geſtanden, Ihr Franzoſen, in Vergleichung mit uns Deutſchen ſeid Ihr zahm und moderant. Ihr habt höchſtens einen König tödten können, und dieſer hatte ſchon den Kopf verloren, ehe Ihr köpftet. Und dabei mußtet Ihr ſo viel trommeln und ſchreien und mit den Füßen trampeln, daß es den ganzen Erdkreis erſchütterte. Man erzeigt wirklich dem Maximilian Robespierre zu viel Ehre, wenn man ihn mit dem Immanuel Kant vergleicht. Maximilian Robespierre, der große Spießbürger von der Rue Saint-Honoré, bekam freilich ſeine Anfälle von Zerſtörungswuth, wenn es das Königthum galt, und er zuckte dann furchtbar genug in ſeiner regiziden Epilepſie; aber ſobald vom höchſten Weſen die Rede war, wuſch er ſich den weißen Schaum wieder vom Munde und das Blut von den Händen, und zog ſeinen blauen Sonntagsrock an, mit

den Spiegelknöpfen, und ſteckte noch obendrein einen Blumenſtrauß vor ſeinem breiten Bruſtlatz.

Die Lebensgeſchichte des Immanuel Kant iſt ſchwer zu beſchreiben. Denn er hatte weder Leben noch Geſchichte. Er lebte ein mechaniſch geordnetes, faſt abſtraktes Hageſtolzenleben, in einem ſtillen abgelegenen Gäßchen zu Königsberg, einer alten Stadt an der nordöſtlichen Grenze Deutſchlands. Ich glaube nicht, daß die große Uhr der dortigen Kathedrale leidenſchaftloſer und regelmäßiger ihr äußeres Tagewerk vollbrachte, wie ihr Landsmann Immanuel Kant. Aufſtehn, Kaffeetrinken, Schreiben, Collegienleſen, Eſſen, Spazierengehn, Alles hatte ſeine beſtimmte Zeit, und die Nachbaren wußten ganz genau, daß die Glocke halb vier ſei, wenn Immanuel Kant, in ſeinem grauen Leibrock, das ſpaniſche Röhrchen in der Hand, aus ſeiner Hausthüre trat, und nach der kleinen Lindenallee wandelte, die man ſeinetwegen noch jetzt den Philoſophengang nennt. Achtmal ſpazierte er

dort auf und ab, in jeder Jahrzeit, und wenn das Wetter trübe war oder die grauen Wolken einen Regen verkündigten, ſah man ſeinen Diener, den alten Lampe, ängſtlich beſorgt hinter ihm drein wandeln, mit einem langen Regenſchirm unter dem Arm, wie ein Bild der Vorſehung.

Sonderbarer Contraſt zwiſchen dem äußeren Leben des Mannes und ſeinen zerſtörenden, weltzermalmenden Gedanken! Wahrlich, hätten die Bürger von Königsberg die ganze Bedeutung dieſes Gedankens geahnt, ſie würden vor jenem Manne eine weit grauenhaftere Scheu empfunden haben als vor einem Scharfrichter, vor einem Scharfrichter, der nur Menſchen hinrichtet — aber die guten Leute ſahen in ihm nichts anderes als einen Profeſſor der Philoſophie, und wenn er zur beſtimmten Stunde vorbeiwandelte, grüßten ſie freundlich, und richteten etwa nach ihm ihre Taſchenuhr.

Wenn aber Immanuel Kant, dieſer große Zerſtörer im Reiche der Gedanken, an Terrorismus den Maximilian Robespierre weit übertraf, ſo hat er doch mit dieſem manche Aehnlichkeiten, die zu einer Vergleichung beider Männer auffordern. Zunächſt finden wir in beiden dieſelbe unerbittliche, ſchneidende, poeſieloſe, nüchterne Ehrlichkeit. Dann finden wir in beiden daſſelbe Talent des Mißtrauens, nur daß es der Eine gegen Gedanken ausübt und Kritik nennt, während der Andere es gegen Menſchen anwendet und republikaniſche Tugend betitelt. Im höchſten Grade jedoch zeigt ſich in beiden der Typus des Spießbürgerthums — die Natur hatte ſie beſtimmt, Kaffee und Zucker zu wiegen, aber das Schickſal wollte, daß ſie andere Dinge abwögen, und legte dem Einen einen König und dem anderen einen Gott auf die Wagſchale .....

Und ſie gaben das richtige Gewicht!

Die „Kritik der reinen Vernunft" iſt das

Hauptwerk von Kant, und wir müſſen uns vorzugsweiſe damit beſchäftigen. Keine von allen Schriften Kant's hat größere Wichtigkeit. Dieſes Buch, wie ſchon erwähnt, erſchien 1781, und wurde erſt 1789 allgemein bekannt. Es wurde anfangs ganz überſehen, nur zwei unbedeutende Anzeigen ſind damals darüber erſchienen, und erſt ſpät wurde durch Artikel von Schütz, Schulz und Reinhold die Aufmerkſamkeit des Publikums auf dieſes große Buch geleitet. Die Urſache dieſer verzögerten Anerkenntniß liegt wohl in der ungewöhnlichen Form und ſchlechten Schreibart. In Betreff der letztern verdient Kant größeren Tadel, als irgend ein anderer Philoſoph; um ſo mehr, wenn wir ſeinen vorhergehenden beſſeren Styl erwägen. Die kürzlich erſchienene Sammlung ſeiner kleinen Schriften enthält die erſten Verſuche, und wir wundern uns da über die gute, manchmal ſehr witzige Schreibart. Während Kant im Kopfe ſchon ſein großes Werk ausarbeitete, hat er dieſe kleinen Aufſätze vor ſich hingeträllert. Er

lächelt da wie ein Soldat, der ſich ruhig waffnet, um in eine Schlacht zu gehen, wo er gewiß zu ſiegen denkt. Unter jenen kleinen Schriften ſind beſonders merkwürdig: „Allgemeine Naturgeſchichte und Theorie des Himmels," geſchrieben ſchon 1755; „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen," geſchrieben zehn Jahre ſpäter, ſo wie auch „Träume eines Geiſterſehers," voll guter Laune in der Art der franzöſiſchen Eſſai's. Der Witz eines Kant, wie er ſich in dieſen Schriftchen äußert, hat etwas höchſt eigenthümliches. Der Witz rankt da an dem Gedanken, und trotz ſeiner Schwäche erreicht er dadurch eine erquickliche Höhe. Ohne ſolche Stütze freilich kann der reichſte Witz nicht gedeihen; gleich der Weinrebe, die eines Stabes entbehrt, muß er alsdann kümmerlich am Boden hinkriechen und mit ſeinen koſtbarſten Früchten vermodern.

Warum aber hat Kant ſeine Kritik der reinen Vernunft in einem ſo grauen, trocknen

Packpapierſtyl geſchrieben? Ich glaube, weil er die mathematiſche Form der Descartes-Leibnitz-Wolfianer verwarf, fürchtete er, die Wiſſenſchaft möchte etwas von ihrer Würde einbüßen, wenn ſie ſich in einem leichten, zuvorkommend heiteren Tone ausſpräche. Er verlieh ihr daher eine ſteife, abſtrakte Form, die alle Vertraulichkeit der niederen Geiſtesklaſſen kalt ablehnte. Er wollte ſich von den damaligen Populärphiloſophen, die nach bürgerlichſter Deutlichkeit ſtrebten, vornehm abſondern und er kleidete ſeine Gedanken in eine hofmänniſch abgekältete Kanzleiſprache. Hier zeigt ſich ganz der Philiſter. Aber vielleicht bedurfte Kant zu ſeinem ſorgfältig gemeſſenen Ideengang auch einer Sprache, die ſorgfältig gemeſſener, und er war nicht im Stande, eine beſſere zu ſchaffen. Nur das Genie hat für den neuen Gedanken auch das neue Wort. Immanuel Kant war aber kein Genie. Im Gefühl dieſes Mangels, ebenſo wie der gute Maximilian, war Kant um ſo mißtrauiſcher gegen das Genie, und in ſeiner Kritik der

Urtheilskraft behauptete er ſogar, das Genie habe nichts in der Wiſſenſchaft zu ſchaffen, ſeine Wirkſamkeit gehöre in's Gebiet der Kunſt.

Kant hat durch den ſchwerfälligen, ſteifleinenen Styl ſeines Hauptwerks ſehr vielen Schaden geſtiftet. Denn die geiſtloſen Nachahmer äfften ihn nach in dieſer Aeußerlichkeit, und es entſtand bei uns der Aberglaube, daß man kein Philoſoph ſei, wenn man gut ſchriebe. Die mathematiſche Form jedoch konnte, ſeit Kant, in der Philoſophie nicht mehr aufkommen. Dieſer Form hat er in der Kritik der reinen Vernunft ganz unbarmherzig den Stab gebrochen. Die mathematiſche Form in der Philoſophie, ſagte er, bringe nichts als Kartengebäude hervor, ſo wie die philoſophiſche Form in der Mathematik nur eitel Geſchwätz hervorbringt. Denn in der Philoſophie könne es keine Definizionen geben, wie in der Mathematik, wo die Definizionen nicht diskurſiv, ſondern intuitiv ſind, d. h. in der Anſchauung nach-

gewieſen werden können; was man Definizionen in der Philoſophie nenne, werde nur verſuchsweiſe, hypothetiſch, vorangeſtellt; die eigentlich richtige Definizion erſcheine nur am Ende als Reſultat.

Wie kommt es, daß die Philoſophen ſo viel Vorliebe für die mathematiſche Form zeigen? Dieſe Vorliebe beginnt ſchon mit Pythagoras, der die Prinzipien der Dinge durch Zahlen bezeichnete. Dieſes war ein genialer Gedanke. In einer Zahl iſt alles Sinnliche und Endliche abgeſtreift, und dennoch bezeichnet ſie etwas Beſtimmtes und deſſen Verhältniß zu etwas Beſtimmtem, welches letztere, wenn es ebenfalls durch eine Zahl bezeichnet wird, denſelben Charakter des Entſinnlichten und Unendlichen angenommen. Hierin gleicht die Zahl den Ideen, die denſelben Charakter und daſſelbe Verhältniß zu einander haben. Man kann die Ideen, wie ſie in unſerem Geiſte und in der Natur ſich kund geben, ſehr treffend durch

Zahlen bezeichnen; aber die Zahl bleibt doch immer das Zeichen der Idee, nicht die Idee ſelber. Der Meiſter bleibt dieſes Unterſchieds noch bewußt, der Schüler aber vergißt deſſen, und überliefert ſeinen Nachſchülern nur eine Zahlenhieroglyphik, bloße Chiffern, deren lebendige Bedeutung Niemand mehr kennt, und die man mit Schulſtolz nachplappert. Daſſelbe gilt von den übrigen Elementen der mathematiſchen Form. Das Geiſtige in ſeiner ewigen Bewegung erlaubt kein Fixiren; eben ſo wenig wie durch die Zahl läßt es ſich fixiren durch Linie, Dreieck, Viereck und Kreis. Der Gedanke kann weder gezählt werden, noch gemeſſen.

Da es mir hauptſächlich darum zu thun iſt, das Studium der deutſchen Philoſophie in Frankreich zu erleichtern, ſo beſpreche ich immer zumeiſt diejenigen Aeußerlichkeiten, die den Fremden leicht abſchrecken, wenn man ihn nicht vorher darüber in Kenntniß geſetzt hat. Literatoren, die den Kant für das franzöſiſche

Publikum bearbeiten wollen, mache ich beſonders darauf aufmerkſam, daß ſie denjenigen Theil ſeiner Philoſophie ausſcheiden können, der blos dazu dient, die Abſurditäten der Wolf'ſchen Philoſophie zu bekämpfen. Dieſe Polemik, die ſich überall durchdrängt, kann bei den Franzoſen nur Verwirrung und gar keinen Nutzen hervorbringen.

Die „Kritik der reinen Vernunft" iſt, wie ich bereits geſagt, das Hauptbuch von Kant, und ſeine übrigen Schriften ſind einigermaßen als entbehrlich, oder allenfalls als Commentare zu betrachten. Welche ſociale Bedeutung jenem Hauptbuche innewohnt, wird ſich aus Folgendem ergeben.

Die Philoſophen vor Kant haben zwar über den Urſprung unſerer Erkenntniſſe nachgedacht, und ſind, wie wir bereits gezeigt, in zwei verſchiedene Wege gerathen, jenachdem ſie Ideen a priori oder Ideen a posteriori annahmen; über das Erkenntnißvermögen ſelber, über den

Umfang unſeres Erkenntnißvermögens, oder über die Grenzen unſeres Erkenntnißvermögens iſt weniger nachgedacht worden. Dieſes ward nun die Aufgabe von Kant, er unterwarf unſer Erkenntnißvermögen einer ſchonungeloſen Unterſuchung, er ſondirte die ganze Tiefe dieſes Vermögens und konſtatirte alle ſeine Grenzen. Da fand er nun freilich, daß wir gar nichts wiſſen können von ſehr vielen Dingen, mit denen wir früher in vertrauteſter Bekanntſchaft zu ſtehen vermeinten. Das war ſehr verdrießlich. Aber es war doch immer nützlich, zu wiſſen, von welchen Dingen wir nichts wiſſen können. Wer uns vor nutzloſen Wegen warnt, leiſtet uns einen eben ſo guten Dienſt, wie derjenige, der uns den rechten Weg anzeigt. Kant bewies uns, daß wir von den Dingen, wie ſie an und für ſich ſelber ſind, nichts wiſſen, ſondern daß wir nur in ſo fern etwas von ihnen wiſſen, als ſie ſich in unſerem Geiſte reflektiren. Da ſind wir nun ganz wie die Gefangenen, wovon Plato, im ſiebenten Buche vom Staate, ſo

Betrübſames erzählt: Dieſe Unglücklichen, gefeſſelt an Hals und Schenkeln, ſo daß ſie ſich mit dem Kopfe nicht herumdrehen können, ſitzen in einem Kerker, der oben offen iſt und von obenher erhalten ſie einiges Licht. Dieſes Licht aber kömmt von einem Feuer, welches hinter ihnen oben brennt, und zwar noch getrennt von ihnen durch eine kleine Mauer. Längs dieſer Mauer wandeln Menſchen, welche allerlei Statuen, Holz- und Steinbilder vorübertragen und mit einander ſprechen. Die armen Gefangenen können nun von dieſen Menſchen, welche nicht ſo hoch wie die Mauer, gar nichts ſehen, und von den vorbeigetragenen Statuen, die über die Mauer hervorragen, ſehen ſie nur die Schatten, welche ſich an der ihnen gegenüberſtehenden Wand dahin bewegen; und ſie halten nun dieſe Schatten für die wirklichen Dinge und getäuſcht durch das Echo ihres Kerkers, glauben ſie, es ſeien dieſe Schatten, welche mit einander ſprechen.

Die bisherige Philoſophie, die ſchnüffelnd

an den Dingen herumlief, und ſich Merkmale derſelben einſammelte und ſie klaſſifizirte, hörte auf, als Kant erſchien, und dieſer lenkte die Forſchung zurück in den menſchlichen Geiſt und unterſuchte, was ſich da kund gab. Nicht mit Unrecht vergleicht er daher ſeine Philoſophie mit dem Verfahren des Kopernikus. Früher, als man die Welt ſtillſtehen und die Sonne um dieſelbe herumwandeln ließ, wollten die Himmelsberechnungen nicht ſonderlich übereinſtimmen; da ließ Kopernikus die Sonne ſtill ſtehen und die Erde um ſie herum wandeln, und ſiehe! Alles ging nun vortrefflich. Früher lief die Vernunft, gleich der Sonne, um die Erſcheinungswelt herum und ſuchte ſie zu beleuchten; Kant aber läßt die Vernunft, die Sonne, ſtillſtehen, und die Erſcheinungswelt dreht ſich um ſie herum und wird beleuchtet, jenachdem ſie in den Bereich dieſer Sonne kömmt.

Nach dieſen wenigen Worten, womit ich die Aufgabe Kant's angedeutet, iſt jedem be-

greiflich, daß ich denjenigen Abſchnitt ſeines Buches, worin er die ſogenannten Phänomena und Noumena abhandelt, für den wichtigſten Theil, für den Mittelpunkt ſeiner Philoſophie, halte. Kant macht nämlich einen Unterſchied zwiſchen den Erſcheinungen der Dinge und den Dingen an ſich. Da wir von den Dingen nur in ſo weit etwas wiſſen können, als ſie ſich uns durch Erſcheinung kund geben, und da alſo die Dinge nicht, wie ſie an und für ſich ſelbſt ſind, ſich uns zeigen: ſo hat Kant die Dinge, in ſo fern ſie erſcheinen, Phänomena, und die Dinge an und für ſich: Noumena genannt. Nur von den Dingen als Phänomena können wir etwas wiſſen, nichts aber können wir von den Dingen wiſſen als Noumena. Letztere ſind nur problematiſch, wir können weder ſagen, ſie exiſtiren, noch: ſie exiſtiren nicht. Ja, das Wort Noumen iſt nur dem Wort Phänomen nebengeſetzt, um von Dingen, in ſo weit ſie uns erkennbar, ſprechen zu

können, ohne in unſerem Urtheil die Dinge, die uns nicht erkennbar, zu berühren.

Kant hat alſo nicht, wie manche Lehrer, die ich nicht nennen will, die Dinge unterſchieden in Phänomena und Noumena, in Dinge, welche für uns exiſtiren, und in Dinge, welche für uns nicht exiſtiren. Dieſes wäre ein irländiſcher Bull in der Philoſophie. Er hat nur einen Grenzbegriff geben wollen.

Gott iſt, nach Kant, ein Noumen. In Folge ſeiner Argumentation iſt jenes tranzendentale Idealweſen, welches wir bisher Gott genannt, nichts anders als eine Erdichtung. Es iſt durch eine natürliche Illuſion entſtanden. Ja, Kant zeigt, wie wir von jenem Noumen, von Gott, gar nichts wiſſen können, und wie ſogar jede künftige Beweisführung ſeiner Exiſtenz unmöglich ſei. Die Kant'ſchen Worte: „Laßt die Hoffnung zurück!" ſchreiben wir über dieſe Abtheilung der Kritik der reinen Vernunft.

Ich glaube, man erläßt mir gern die populäre Erörterung dieſer Partie, wo „von den Beweisgründen der ſpekulativen Vernunft, auf das Daſein eines höchſten Weſens zu ſchließen," gehandelt wird. Obwohl die eigentliche Widerlegung dieſer Beweisgründe nicht viel Raum einnimmt und erſt in der zweiten Hälfte des Buches zum Vorſchein kommt, ſo iſt ſie doch ſchon von vorn herein auf's abſichtlichſte eingeleitet, und ſie gehört zu deſſen Pointen. Es knüpft ſich daran die „Kritik aller ſpekulativen Theologie." Bemerken muß ich, daß Kant, indem er die drei Hauptbeweisarten für das Daſein Gottes, nämlich den ontologiſchen, den kosmologiſchen und den phyſikotheologiſchen Beweis angreift, nach meiner Meinung die zwei letzteren, aber nicht den erſteren zu Grunde richten kann. Ich weiß nicht, ob die obigen Ausdrücke hier bekannt ſind, und ich gebe daher die Stelle aus der Kritik der reinen Vernunft, wo Kant ihre Unterſcheidungen formulirt:

„Es ſind nur drei Beweisarten vom Daſein Gottes aus ſpekulativer Vernunft möglich. Alle Wege, die man in dieſer Abſicht einſchlagen mag, fangen entweder von der beſtimmten Erfahrung und der dadurch erkannten beſonderen Beſchaffenheit unſerer Sinnenwelt an, und ſteigen von ihr nach Geſetzen der Kauſalität bis zur höchſten Urſache außer der Welt hinauf; oder ſie legen nur unbeſtimmte Erfahrung, das iſt irgend ein Daſein zum Grunde, oder ſie abſtrahiren endlich von aller Erfahrung und ſchließen gänzlich a priori aus bloßen Begriffen auf das Daſein einer höchſten Urſache. Der erſte Beweis iſt der phyſikotheologiſche, der zweite der kosmologiſche, der dritte iſt der ontologiſche Beweis. Mehr giebt es ihrer nicht, und mehr kann es ihrer auch nicht geben."

Nach mehrmaligem Durchſtudiren des Kant'ſchen Hauptbuchs glaubte ich zu erkennen, daß die Polemik gegen jene beſtehenden Beweiſe für das Daſein Gottes überall hervorlauſcht,

und ich würde ſie weitläufiger beſprechen, wenn mich nicht ein religiöſes Gefühl davon abhielte. Schon daß ich jemanden das Daſein Gottes diskutiren ſehe, erregt in mir eine ſo ſonderbare Angſt, eine ſo unheimliche Beklemmung, wie ich ſie einſt in London zu New-Bedlam empfand, als ich, umgeben von lauter Wahnſinnigen, meinen Führer aus den Augen verlor. „Gott iſt alles, was da iſt," und Zweifel an ihm iſt Zweifel an das Leben ſelbſt, es iſt der Tod.

So verwerflich auch jede Diskuſſion über das Daſein Gottes iſt, deſto preislicher iſt das Nachdenken über die Natur Gottes. Dieſes Nachdenken iſt ein wahrhafter Gottesdienſt, unſer Gemüth wird dadurch abgezogen vom Vergänglichen und Endlichen, und gelangt zum Bewußtſein der Urgüte und der ewigen Harmonie. Dieſes Bewußtſein durchſchauert den Gefühlsmenſchen im Gebet oder bei der Betrachtung kirchlicher Symbole; der Denker findet dieſe

haſtig zurückliefen und deſto ungeſtümer wieder heranſchwollen, toſend, ſchaurig, in ſchaumweißen Halbkreiſen. Dann aber auch hörte ich ein taktförmiges Geräuſch, wie Ruderſchlag, und endlich ſah ich einen Kahn mit der Brandung herantreiben. Vier weiße Geſtalten, fahle Todtengeſichter, eingehüllt in Leichentüchern, ſaßen darinn und ruderten mit Anſtrengung. In der Mitte des Kahnes ſtand ein blaſſes aber unendlich ſchönes Frauenbild, unendlich zart, wie geformt aus Lilienduft — und ſie ſprang ans Ufer. Der Kahn mit ſeinen geſpenſtiſchen Ruderknechten ſchoß pfeilſchnell wieder zurück ins hohe Meer, und in meinen Armen lag Panna Jadviga und weinte und lachte: ich bete dich an.

Kapitel III.

Mein erſter Ausflug, als ich Schnabelewops verließ, war nach Deutſchland, und zwar nach Hamburg, wo ich ſechs Monath blieb, ſtatt gleich nach Leiden zu reiſen und mich dort nach dem Wunſche meiner Eltern, dem Studium der Gottesgelahrtheit zu ergeben. Ich muß geſtehen, daß ich während jenes Semeſters mich mehr mit weltlichen Dingen abgab als mit göttlichen.

Die Stadt Hamburg iſt eine gute Stadt; lauter ſolide Häuſer. Hier herrſcht nicht der ſchändliche Makbeth, ſondern hier herrſcht Banko. Der Geiſt Bankos herrſcht überall in dieſem

konnte nur ſehen wie die fallenden Saatkörner ſich immer zu großen leuchtenden Weltkugeln ausdehnten: aber die etwanigen großen Hühner, die vielleicht irgendwo mit aufgeſperrten Schnäbeln lauerten, um mit den hingeſtreuten Weltkugeln gefüttert zu werden, konnte ich nicht ſehen.

Du lächelſt, lieber Leſer, über die großen Hühner. Dieſe kindiſche Anſicht iſt aber nicht allzuſehr entfernt von der Anſicht der reifſten Deiſten. Um von dem außerweltlichen Gott einen Begriff zu geben, haben ſich der Orient und der Occident in kindiſchen Hyperbeln erſchöpft. Mit der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit hat ſich aber die Phantaſie der Deiſten vergeblich abgequält. Hier zeigt ſich ganz ihre Ohnmacht, die Haltloſigkeit ihrer Weltanſicht, ihrer Idee von der Natur Gottes. Es betrübt uns daher wenig, wenn dieſe Idee zu Grunde gerichtet wird. Dieſes Leid aber hat ihnen Kant wirklich angethan, indem er

ihre Beweisführungen von der Exiſtenz Gottes zerſtörte.

Die Rettung des ontologiſchen Beweiſes läme dem Deismus gar nicht beſonders heilſam zu ſtatten, denn dieſer Beweis iſt ebenfalls für den Pantheismus zu gebrauchen. Zu näherem Verſtändniß bemerke ich, daß der ontologiſche Beweis derjenige iſt, den Descartes aufſtellt und der ſchon lange vorher im Mittelalter, durch Anſelm von Kanterbury, in einer ruhenden Gebetform, ausgeſprochen worden. Ja, man kann ſagen, daß der heilige Auguſtin ſchon im zweiten Buche De libero arbitrio den ontologiſchen Beweis aufgeſtellt hat.

Ich enthalte mich, wie geſagt, aller populariſirenden Erörterung der Kant'ſchen Polemik gegen jene Beweiſe. Ich begnüge mich zu verſichern, daß der Deismus ſeitdem im Reiche der ſpekulativen Vernunft erblichen iſt. Dieſe betrübende Todesnachricht bedarf vielleicht einiger Jahrhunderte, ehe ſie ſich allgemein verbreitet

hat — wir aber haben längſt Trauer angelegt. De profundis!

Ihr meint, wir könnten jetzt nach Hauſe gehn? Bei Leibe! es wird noch ein Stück aufgeführt. Nach der Tragödie kommt die Farce. Immanuel Kant hat bis hier den unerbittlichen Philoſophen trazirt, er hat den Himmel geſtürmt, er hat die ganze Beſatzung über die Klinge ſpringen laſſen, der Oberherr der Welt ſchwimmt unbewieſen in ſeinem Blute, es giebt jetzt keine Allbarmherzigkeit mehr, keine Vatergüte, keine jenſeitige Belohnung für dieſſeitige Enthaltſamkeit, die Unſterblichkeit der Seele liegt in den letzten Zügen — das röchelt, das ſtöhnt — und der alte Lampe ſteht dabei mit ſeinem Regenſchirm unterm Arm, als betrübter Zuſchauer, und Angſtſchweiß und Thränen rinnen ihm vom Geſichte. Da erbarmt ſich Immanuel Kant und zeigt, daß er nicht blos ein großer Philoſoph, ſondern auch ein guter Menſch iſt, und er überlegt, und halb gutmüthig

und halb ironiſch ſpricht er: „der alte Lampe muß einen Gott haben, ſonſt kann der arme Menſch nicht glücklich ſeyn — der Menſch ſoll aber auf der Welt glücklich ſeyn — das ſagt die praktiſche Vernunft — meinetwegen — ſo mag auch die praktiſche Vernunft die Exiſtenz Gottes verbürgen.“ In Folge dieſes Arguments, unterſcheidet Kant zwiſchen der theoretiſchen Vernunft und der praktiſchen Vernunft, und mit dieſer, wie mit einem Zauberſtäbchen, belebte er wieder den Leichnam des Deismus, den die theoretiſche Vernunft getödtet.

Hat vielleicht Kant die Reſurekzion nicht blos des alten Lampe wegen, ſondern auch der Polizei wegen unternommen? Oder hat er wirklich aus Ueberzeugung gehandelt? Hat er uns eben dadurch, daß er alle Beweiſe für das Daſein Gottes zerſtörte, uns recht zeigen wollen, wie mißlich es iſt, wenn wir nichts von der Exiſtenz Gottes wiſſen können? Er handelte da faſt eben ſo weiſe, wie mein

weſtphäliſcher Freund, welcher alle Laternen auf der Grohnderſtraße zu Göttingen zerſchlagen hatte, und uns nun dort, im Dunkeln ſtehend, eine lange Rede hielt über die praktiſche Nothwendigkeit der Laternen, welche er nur deshalb theoretiſch zerſchlagen habe, um uns zu zeigen, wie wir ohne dieſelben nichts ſehen können.

Ich habe ſchon früher erwähnt, daß die Kritik der reinen Vernunft, bei ihrem Erſcheinen, nicht die geringſte Senſation gemacht. Erſt mehre Jahre ſpäter, als einige ſcharfſinnige Philoſophen Erläuterungen über dieſes Buch geſchrieben, erregte es die Aufmerkſamkeit des Publikums, und im Jahre 1789 war in Deutſchland von nichts mehr die Rede als von Kant'ſcher Philoſophie, und ſie hatte ſchon in Hülle und Fülle ihre Commentare, Chreſtomathien, Erklärungen, Beurtheilungen, Apologien u. ſ. w. Man braucht nur einen Blick auf den erſten beſten philoſophiſchen Katalog zu

werfen und die Unzahl von Schriften, die damals über Kant erſchienen, zeugt hinreichend von der geiſtigen Bewegung, die von dieſem einzigen Manne ausging. Bei dem Einen zeigte ſich ein ſchäumender Enthuſiasmus, bei dem Andern eine bittere Verdrießlichkeit, bei vielen eine glotzende Erwartung über den Ausgang dieſer geiſtigen Revoluzion. Wir hatten Emeuten in der geiſtigen Welt eben ſo gut wie Ihr in der materiellen Welt, und bei dem Niederreißen des alten Dogmatismus echauffirten wir uns eben ſo ſehr wie Ihr beim Sturm der Baſtille. Es waren freilich ebenfalls nur ein Paar alte Invaliden, welche den Dogmatismus, das iſt die Wolf'ſche Philoſophie, vertheidigten. Es war eine Revoluzion, und es fehlte nicht an Greuel. Unter der Partei der Vergangenheit waren die eigentlichen guten Chriſten über jene Greuel am wenigſten ungehalten. Ja, ſie wünſchten noch ſchlimmere Greuel, damit ſich das Maaß fülle, und die Contrerevoluzion deſto ſchneller

als nothwendige Reakzion ſtattfinde. Es gab bei uns Peſſimiſten in der Philoſophie wie bei Euch in der Politik. Manche unſerer Peſſimiſten gingen in der Selbſtverblendung ſo weit, daß ſie ſich einbildeten, Kant ſei mit ihnen in einem geheimen Einverſtändniß und habe die bisherigen Beweiſe für das Daſein Gottes nur deshalb zerſtört, damit die Welt einſehe, daß man durch die Vernunft nimmermehr zur Erkenntniß Gottes gelange, und daß man ſich alſo hier an der geoffenbarten Religion halten müſſe.

Dieſe große Geiſterbewegung hat Kant nicht ſowohl durch den Inhalt ſeiner Schriften hervorgebracht, als vielmehr durch den kritiſchen Geiſt, der darin waltete, und der ſich jetzt in alle Wiſſenſchaften eindrängte. Alle Disciplinen wurden davon ergriffen. Ja, ſogar die Poeſie blieb nicht verſchont von ihrem Einfluß. Schiller z. B. war ein gewaltſamer Kantianer und ſeine Kunſtanſichten ſind geſchwängert von dem Geiſt

der Kant'ſchen Philoſophie. Der ſchönen Literatur und den ſchönen Künſten wurde dieſe Kant'ſche Philoſophie, wegen ihrer abſtrakten Trockenheit, ſehr ſchädlich. Zum Glück miſchte ſie ſich nicht in die Kochkunſt.

Das deutſche Volk läßt ſich nicht leicht bewegen, iſt es aber einmal in irgend eine Bahn hineinbewegt, ſo wird es dieſelbe mit beharrlichſter Ausdauer bis an's Ende verfolgen. So zeigten wir uns in den Angelegenheiten der Religion. So zeigten wir uns nun auch in der Philoſophie. Werden wir uns eben ſo konſequent weiterbewegen in der Politik?

Deutſchland war durch Kant in die philoſophiſche Bahn hineingezogen, und die Philoſophie ward eine Nazionalſache. Eine ſchöne Schaar großer Denker ſproßte plötzlich aus dem deutſchen Boden wie hervorgezaubert. Wenn einſt, gleich der franzöſiſchen Revoluzion, auch die deutſche Philoſophie ihren Thiers und ihren Mignet findet, ſo wird die Geſchichte derſelben eine eben

ſo merkwürdige Lektüre bieten, und der Deutſche wird ſie mit Stolz und der Franzoſe wird ſie mit Bewunderung leſen.

Unter den Schülern Kant's ragte ſchon früher hervor Johann Gottlieb Fichte.

Ich verzweifle faſt, von der Bedeutung dieſes Mannes einen richtigen Begriff geben zu können. Bei Kant hatten wir nur ein Buch zu betrachten. Hier aber kommt außer dem Buche auch ein Mann in Betrachtung; in dieſem Manne ſind Gedanke und Geſinnung eins, und in ſolcher großartigen Einheit wirken ſie auf die Mitwelt. Wir haben daher nicht blos eine Philoſophie zu erörtern, ſondern auch einen Charakter, durch den ſie gleichſam bedingt wird, und um beider Einfluß zu begreifen, bedürfte es auch wohl einer Darſtellung der damaligen Zeitverhältniſſe. Welche weitreichende Aufgabe Vollauf ſind wir gewiß entſchuldigt, wenn wir hier nur dürftige Mittheilungen bieten.

Schon über den Fichte'ſchen Gedanken iſt ſehr ſchwer zu berichten. Auch hier ſtoßen wir auf eigenthümliche Schwierigkeiten. Sie betreffen nicht blos den Inhalt, ſondern auch die Form und die Methode; beides Dinge, womit wir den Ausländer gern zunächſt bekannt machen. Zuerſt alſo über die Fichte'ſche Methode. Dieſe iſt anfänglich ganz dem Kant entlehnt. Bald aber ändert ſich dieſe Methode durch die Natur des Gegenſtandes. Kant hatte nämlich nur eine Kritik, alſo etwas Negatives, Fichte aber hatte ſpäterhin ein Syſtem, folglich etwas Poſitives aufzuſtellen. Wegen jenes Mangels an einem feſten Syſtem, hat man der Kant'ſchen Philoſophie manchmal den Titel „Philoſophie" abſprechen wollen. In Beziehung auf Immanuel Kant ſelber hatte man Recht, keineswegs aber in Beziehung auf die Kantianer, die aus Kant's Sätzen eine hinlängliche Anzahl von feſten Syſtemen zuſammengebaut. In ſeinen früheren Schriften bleibt Fichte, wie geſagt, der Kant'ſchen Methode ganz treu, ſo daß man ſeine

erſte Abhandlung als ſie anonym erſchien, für ein Werk von Kant halten konnte. Da Fichte aber ſpäter ein Syſtem aufſtellt, ſo geräth er in ein eifriges, gar eigenſinniges Konſtruiren, und wenn er die ganze Welt konſtruirt hat, ſo beginnt er eben ſo eifrig und eigenſinnig von oben bis unten herab ſeine Konſtrukzionen zu demonſtriren. In dieſem Konſtruiren und Demonſtriren bekundet Fichte eine ſo zu ſagen abſtrakte Leidenſchaft. Wie in ſeinem Syſtem ſelbſt, ſo herrſcht bald die Subjektivität auch in ſeinem Vortrag. Kant hingegen legt den Gedanken vor ſich hin, und ſezirt ihn, und zerlegt ihn in ſeine feinſten Faſern, und ſeine Kritik der reinen Vernunft iſt gleichſam das anatomiſche Theater des Geiſtes. Er ſelber bleibt dabei kalt, gefühllos, wie ein echter Wundarzt.

Wie die Methode ſo auch die Form der Fichte'ſchen Schriften. Sie iſt lebendig, aber ſie hat auch alle Fehler des Lebens: ſie iſt

unruhig und verwirrſam. Um recht lebendig zu bleiben, verſchmäht Fichte die gewöhnliche Terminologie der Philoſophen, die ihm etwas Todtes dünkt; aber wir gerathen dadurch noch viel weniger zum Verſtändniß. Er hat überhaupt über Verſtändniß ganz eigene Grillen. Als Reinhold mit ihm gleicher Meinung war, erklärte Fichte, daß ihn niemand beſſer verſtehe wie Reinhold. Als dieſer aber ſpäter von ihm abwich, erklärte Fichte: er habe ihn nie verſtanden. Als er mit Kant differenzirte, ließ er drucken: Kant verſtehe ſich ſelber nicht. Ich berühre hier überhaupt die komiſche Seite unſerer Philoſophen. Sie klagen beſtändig über Nichtverſtandenwerden. Als Hegel auf dem Todtbette lag, ſagte er: „nur Einer hat mich verſtanden," aber gleich darauf fügte er verdrießlich hinzu: „und der hat mich auch nicht verſtanden."

In Betreff ihres Inhalts an und für ſich hat die Fichte'ſche Philoſophie keine große

Bedeutung. Sie hat der Geſellſchaft keine Reſultate geliefert. Nur in ſo fern ſie eine der merkwürdigſten Phaſen der deutſchen Philoſophie überhaupt iſt, nur in ſo fern ſie die Unfruchtbarkeit des Idealismus in ſeiner letzten Conſequenz beurkundet, und nur in ſo fern ſie den nothwendigen Uebergang zur heutigen Naturphiloſophie bildet, iſt der Inhalt der Fichte'ſchen Lehre von einigem Intereſſe. Da dieſer Inhalt alſo mehr hiſtoriſch und wiſſenſchaftlich als ſocial wichtig iſt, will ich ihn nur mit den kürzeſten Worten andeuten.

Die Aufgabe, welche ſich Fichte ſtellt, iſt: welche Gründe haben wir, anzunehmen, daß unſeren Vorſtellungen von Dingen auch Dinge außer uns entſprechen? Und dieſer Frage giebt er die Löſung: alle Dinge haben Realität nur in unſerem Geiſte.

Wie die Kritik der reinen Vernunft das Hauptbuch von Kant, ſo iſt die „Wiſſenſchaftslehre" das Hauptbuch von Fichte. Dieſes Buch

iſt gleichſam eine Fortſetzung des erſteren. Die Wiſſenſchaftslehre verweiſt den Geiſt ebenfalls in ſich ſelbſt. Aber wo Kant analiſirt, da konſtruirt Fichte. Die Wiſſenſchaftslehre beginnt mit einer abſtrakten Formel (Ich = Ich), ſie erſchafft die Welt hervor aus der Tiefe des Geiſtes, ſie fügt die zerſetzten Theile wieder zuſammen, ſie macht den Weg der Abſtrakzion zurück, bis ſie zur Erſcheinungswelt gelangt. Dieſe Erſcheinungswelt kann alsdann der Geiſt für nothwendige Handlungen der Intelligenz erklären.

Bei Fichte iſt noch die beſondere Schwierigkeit, daß er dem Geiſte zumuthet, ſich ſelber zu beobachten, während er thätig iſt. Das Ich ſoll über ſeine intellektuellen Handlungen Betrachtungen anſtellen während es ſie ausführt. Der Gedanke ſoll ſich ſelber belauſchen, während er denkt, während er allmählich warm und wärmer und endlich gar wird. Dieſe Operazion mahnt uns an den Affen, der am Feuerherde

vor einem kupfernen Keſſel ſitzt und ſeinen eigenen Schwanz kocht. Denn er meinte: die wahre Kochkunſt beſteht nicht darin, daß man blos objektiv kocht, ſondern auch ſubjektiv des Kochens bewußt wird.

Es iſt ein eigener Umſtand, daß die Fichte'ſche Philoſophie immer viel von der Satyre auszuſtehen hatte. Ich ſah Mal eine Karikatur, die eine Fichte'ſche Gans vorſtellt. Sie hat eine ſo große Leber, daß ſie nicht mehr weiß ob ſie die Gans oder ob ſie die Leber iſt. Auf ihrem Bauch ſteht: Ich = Ich. Jean Paul hat die Fichte'ſche Philoſophie auf's heilloſeſte perſiflirt, in einem Buche betitelt Clavis Fichteana. Daß der Idealismus in ſeiner konſequenten Durchführung am Ende gar die Realität der Materie läugnete, das erſchien dem großen Publikum als ein Spaß, der zu weit getrieben. Wir moquirten uns nicht übel über das Fichte'ſche Ich, welches die ganze Erſcheinungswelt durch ſein bloßes Denken

produzirte. Unſeren Spöttern kam dabei ein Mißverſtändniß zu ſtatten, das zu populär geworden, als daß ich es unerwähnt laſſen dürfte. Der große Haufe meinte nämlich, das Fichte'ſche Ich, das ſei das Ich von Johann Gottlieb Fichte, und dieſes individuelle Ich läugne alle anderen Exiſtenzen. Welche Unverſchämtheit! riefen die guten Leute, dieſer Menſch glaubt nicht, daß wir exiſtiren, wir die wir weit korpulenter als er und als Bürgermeiſter und Amtsaktuare ſogar ſeine Vorgeſetzten ſind! Die Damen fragten: glaubt er nicht wenigſtens an die Exiſtenz ſeiner Frau? Nein? Und das läßt Madame Fichte ſo hingehn?

Das Fichte'ſche Ich iſt aber kein individuelles Ich, ſondern das zum Bewußtſein gekommene allgemeine Welt-Ich. Das Fichte'ſche Denken iſt nicht das Denken eines Individuums, eines beſtimmten Menſchen, der Johann Gottlieb Fichte heißt; es iſt vielmehr ein allgemeines Denken, das ſich in einem Individuum manifeſtirt.

So wie man ſagt: es regnet, es blitzt u. ſ. w., ſo ſollte auch Fichte nicht ſagen: „ich denke," ſondern: „es denkt," „das allgemeine Weltdenken denkt in mir."

Bei einer Vergleichung der franzöſiſchen Revoluzion mit der deutſchen Philoſophie, habe ich einſt, mehr aus Scherz als im Ernſte, den Fichte mit Napoleon verglichen. Aber, in der That, es bieten ſich hier bedeutſame Aehnlichkeiten. Nachdem die Kantianer ihr terroriſtiſches Zerſtörungswerk vollbracht, erſcheint Fichte, wie Napoleon erſchienen, nachdem die Convenzion ebenfalls mit einer reinen Vernunftkritik die ganze Vergangenheit niedergeriſſen hatte. Napoleon und Fichte repräſentiren das große unerbittliche Ich, bei welchem Gedanke und That eins ſind, und die koloſſalen Gebäude, welche beide zu konſtruiren wiſſen, zeugen von einem koloſſalen Willen. Aber durch die Schrankenloſigkeit dieſes Willens gehen jene Gebäude gleich wieder zu Grunde, und die Wiſſenſchaftslehre, wie das

Kaiſerreich, zerfallen und verſchwinden eben ſo ſchnell, wie ſie entſtanden.

Das Kaiſerreich gehört nur noch der Geſchichte, aber die Bewegung, welche der Kaiſer in der Welt hervorgebracht, iſt noch immer nicht geſtillt und von dieſer Bewegung lebt noch unſere Gegenwart. So iſt es auch mit der Fichte'ſchen Philoſophie. Sie iſt ganz untergegangen, aber die Geiſter ſind noch aufgeregt von den Gedanken, die durch Fichte laut geworden, und unberechenbar iſt die Nachwirkung ſeines Wortes. Wenn auch der ganze Transzendentalidealismus ein Irrthum war, ſo lebte doch in den Fichte'ſchen Schriften eine ſtolze Unabhängigkeit, eine Freiheitsliebe, eine Manneswürde, die beſonders auf die Jugend einen heilſamen Einfluß übte. Fichte's Ich war ganz übereinſtimmend mit ſeinem unbeugſamen, hartnäckigen, eiſernen Charakter. Die Lehre von einem ſolchen allmächtigen Ich konnte vielleicht nur einem ſolchen Charakter entſprieſſen, und

ein ſolcher Charakter mußte, zurückwurzelnd in eine ſolche Lehre, noch unbeugſamer werden, noch hartnäckiger, noch eiſerner.

Wie mußte dieſer Mann den geſinnungsloſen Skeptikern, den frivolen Eklektikern und den Moderanten von allen Farben ein Greuel ſeyn! Sein ganzes Leben war ein beſtändiger Kampf. Seine Jugendgeſchichte iſt eine Reihe von Kümmerniſſen, wie bei faſt allen unſeren ausgezeichneten Männern. Armuth ſitzt an ihrer Wiege und ſchaukelt ſie groß, und dieſe magere Amme bleibt ihre treue Lebensgefährtin.

Nichts iſt rührender als den willenſtolzen Fichte zu ſehen, wie er ſich durch Hofmeiſterei in der Welt durchzuquälen ſucht. Solches klägliche Dienſtbrod kann er nicht einmal in der Heimath finden, und er muß nach Warſchau wandern. Dort die alte Geſchichte. Der Hofmeiſter mißfällt der gnädigen Frau, oder vielleicht gar der ungnädigen Kammerjungfer. Seine Kratzfüße ſind nicht fein genug, nicht

franzöſiſch genug, und er wird nicht mehr würdig befunden, die Erziehung eines kleinen polniſchen Junkers zu leiten. Johann Gottlieb Fichte wird abgeſchafft wie ein Lakai, erhält von der mißvergnügten Herrſchaft kaum einen dürftigen Zehrpfennig, verläßt Warſchau und wandert nach Königsberg, in jugendlichem Enthuſiasmus, um Kant kennen zu lernen. Das Zuſammentreffen dieſer beiden Männer iſt in jeder Hinſicht intereſſant, und ich glaube beider Weiſe und Zuſtände nicht beſſer veranſchaulichen zu können, als indem ich ein Fragment aus Fichte's Tagebuch mittheile, das in einer Biographie deſſelben, die ſein Sohn unlängſt herausgegeben, enthalten iſt:

„Am fünfundzwanzigſten Juni ging ich nach Königsberg ab mit einem Fuhrmann von dorther, und traf ohne beſondere Fährlichkeiten am erſten Juli daſelbſt ein. — Den vierten, Kant beſucht, der mich indeß nicht ſonderlich aufnahm: ich hoſpitirte bei ihm, und fand auch da meine

Erwartungen nicht befriedigt. Sein Vortrag iſt ſchläfrig. Unterdeß ſchrieb ich dies Tagebuch. —

„— Schon lange wollte ich Kant ernſthafter beſuchen, fand aber kein Mittel. Endlich fiel ich darauf, eine Kritik aller Offenbarungen zu ſchreiben, und ſie ihm ſtatt einer Empfehlung zu überreichen. Ich fing ungefähr den dreizehnten damit an, und arbeitete ſeitdem ununterbrochen fort. — Am achtzehnten Auguſt überſchickte ich endlich die nun fertig gewordene Arbeit an Kant, und ging den fünfundzwanzigſten hin, um ſein Urtheil darüber zu hören. Er empfing mich mit ausgezeichneter Güte, und ſchien ſehr wohl mit der Abhandlung zufrieden. Zu einem näheren wiſſenſchaftlichen Geſpräche kam es nicht; wegen meiner philoſophiſchen Zweifel verwies er mich an ſeine Kritik der reinen Vernunft, und an den Hofprediger Schulz, den ich ſofort aufſuchen werde. Am ſechsundzwanzigſten ſpeiſte ich bei Kant, in Geſellſchaft des Profeſſor Sommer; und fand einen ſehr ange-

nehmen, geiſtreichen Mann an Kant; erſt jetzt erkannte ich Züge in ihm, die des großen in ſeinen Schriften niedergelegten Geiſtes würdig ſind."

„Den ſiebenundzwanzigſten endigte ich dies Tagebuch, nachdem ich vorher ſchon die Excerpte aus den Kant'ſchen Vorleſungen über Anthropologie, welche mir Herr v. S. geliehen, beendigt hatte. Zugleich beſchließe ich, jenes hinführo ordentlich alle Abende vor Schlafengehn fortzuſetzen, und alles Intereſſante was mir begegnet, beſonders aber Charakterzüge und Bemerkungen einzutragen."

„Den achtundzwanzigſten, Abends. Noch geſtern fing ich an, meine Kritik zu revidiren, und kam auf recht gute tiefe Gedanken, die mich aber leider überzeugten, daß die erſte Bearbeitung von Grund aus oberflächlich iſt. Heute wollte ich die neuen Unterſuchungen fortſetzen, fand mich aber von meiner Phantaſie ſo fortgeriſſen, daß ich den ganzen Tag Nichts

habe thun können. In meiner jetzigen Lage iſt dies nun leider kein Wunder! Ich habe berechnet, daß ich von heute an nur noch vierzehn Tage hier ſubſiſtiren kann. — Freilich bin ich ſchon in ſolchen Verlegenheiten geweſen, aber es war in meinem Vaterlande, und dann wird es bei zunehmenden Jahren und dringenderem Ehrgefühl immer härter. — Ich habe keinen Entſchluß, kann keinen faſſen. — Dem Paſtor Borowski, zu welchem Kant mich gehen ließ, werde ich mich nicht entdecken; ſoll ich mich ja entdecken, ſo geſchieht es an niemand, als Kant ſelbſt."

„Am neunundzwanzigſten ging ich zu Borowski, und fand an ihm einen recht guten, ehrlichen Mann. Er ſchlug mir eine Condizion vor, die aber noch nicht völlig gewiß iſt, und die mich auch gar nicht ſehr freut; zugleich nöthigte er mir durch ſeine Offenheit das Geſtändniß ab, daß ich preſſirt ſei, eine Verſorgung zu wünſchen. Er rieth mir, zu

Profeſſor W. zu gehn. Arbeiten habe ich nicht gekonnt. — Am folgenden Tage ging ich in der That zu W., und nachher zum Hofprediger Schulz. Die Ausſichten bei erſterem ſind ſehr mißlich; doch ſprach er von Hauslehrerſtellen im Curländiſchen, die mich ebenfalls nur die höchſte Noth anzunehmen bewegen wird! Nachher zum Hofprediger, wo anfangs mich ſeine Gattin empfing. Auch er erſchien, aber in mathematiſche Zirkel vertieft; nachher, als er meinen Namen genauer hörte, wurde er durch die Empfehlung Kant's deſto freundlicher. Es iſt ein eckiges preußiſches Geſicht, doch leuchtet die Ehrlichkeit und Gutherzigkeit ſelbſt aus ſeinen Zügen hervor. Ferner lernte ich da noch kennen Herrn Bräunlich und deſſen Pflegbefohlnen, den Grafen Dänhof, Herrn Büttner, Neveu des Hofpredigers, und einen jungen Gelehrten aus Nürnberg, Herrn Ehrhard, einen guten, trefflichen Kopf, doch ohne Lebensart und Weltkenntniß."

„Am erſten September ſtand ein Entſchluß in mir feſt, den ich Kant entdecken wollte; eine Hauslehrerſtelle, ſo ungern ich dieſelbe auch angenommen hätte, findet ſich nicht, und die Ungewißheit meiner Lage hindert mich hier, mit freiem Geiſte zu arbeiten, und des bildenden Umgangs meiner Freunde zu genießen: alſo fort, in mein Vaterland zurück! Das kleine Darlehen, welches ich dazu bedarf, wird mir vielleicht durch Kant's Vermittelung verſchafft werden. Aber indem ich zu ihm gehn, und meinen Vorſchlag ihm machen wollte, entfiel mir der Muth. Ich beſchloß zu ſchreiben. Abends wurde ich zu Hofpredigers gebeten, wo ich einen ſehr angenehmen Abend verlebte. Am zweiten vollendete ich den Brief an Kant und ſchickte ihn ab."

Trotz ſeiner Merkwürdigkeit, kann ich mich doch nicht entſchließen, dieſen Brief hier in franzöſiſcher Sprache mitzutheilen. Ich glaube, es ſteigt mir eine Röthe in die Wangen, und

mir iſt, als ſollte ich die verſchämteſten Kümmerniſſe der eignen Familie vor fremden Leuten erzählen. Trotz meinem Streben nach franzöſiſchem Weltſinn, trotz meinem philoſophiſchen Kosmopolitismus, ſitzt doch immer das alte Deutſchland mit allen ſeinen Spießbürgergefühlen in meiner Bruſt. — Genug, ich kann jenen Brief nicht mittheilen, und ich berichte hier nur: Immanuel Kant war ſo arm, daß er trotz der herzzerreißend rührenden Sprache jenes Briefes, dem Johann Gottlieb Fichte kein Geld borgen konnte. Letzterer ward aber darob nicht im mindeſten unmuthig, wie wir aus den Worten des Tagebuchs, die ich noch hierherſetzen will, ſchließen können:

„Am dritten September wurde ich zu Kant eingeladen. Er empfing mich mit ſeiner gewöhnlichen Offenheit; ſagte aber, er habe ſich über meinen Vorſchlag noch nicht reſolvirt; jetzt bis in vierzehn Tagen ſei er außer Stande. Welche liebenswürdige Offenheit! Uebrigens

machte er Schwierigkeiten über meine Deſſeins, welche verriethen, daß er unſere Lage in Sachſen nicht genug kennt. — — Alle dieſe Tage habe ich Nichts gemacht: ich will aber wieder arbeiten und das Uebrige ſchlechthin Gott überlaſſen. — Am ſechsten. — Ich war zu Kant gebeten, der mir vorſchlug, mein Manuſkript über die Kritik aller Offenbarungen durch Vermittlung des Herrn Pfarrer Borowski an Buchhändler Hartung zu verkaufen. Es ſei gut geſchrieben, meinte er, da ich von Umarbeitung ſprach. — Iſt dies wahr? Und doch ſagt es Kant! — Uebrigens ſchlug er mir meine erſte Bitte ab. — Am zehnten war ich zu Mittag bei Kant. Nichts von unſerer Affaire; Magiſter Genſicher war zugegen, und nur allgemeine, zum Theil ſehr intereſſante Geſpräche: auch iſt Kant ganz unverändert gegen mich derſelbe. — — Am dreizehnten, heute, wollte ich arbeiten, und thue Nichts. Mein Mißmuth überfällt mich. Wie wird dies ablaufen? Wie wird es heut über acht

Tage um mich ſtehen? Da iſt mein Geld rein aufgezehrt!“

Nach vielem Umherirren, nach einem langen Aufenthalt in der Schweiz findet Fichte endlich eine feſte Stelle in Jena, und von hieraus datirt ſich ſeine Glanzperiode. Jena und Weimar, zwei ſächſiſche Städtchen, die nur wenige Stunden von einander entfernt liegen, waren damals der Mittelpunkt des deutſchen Geiſterlebens. In Weimar war der Hof und die Poeſie, in Jena war die Univerſität und die Philoſophie. Dort ſahen wir die größten Dichter, hier die größten Gelehrten Deutſchlands. Anno 1794 begann Fichte ſeine Vorleſungen in Jena. Die Jahrzahl iſt bedeutſam und erklärt ſowohl den Geiſt ſeiner damaligen Schriften, als auch die Tribulazionen, denen er ſeitdem ausgeſetzt ſtand, und denen er vier Jahre ſpäter endlich unterlag. Anno 1798 nämlich erheben ſich gegen ihn die Anklagen wegen Atheismus, die ihm unleidliche Verfolgungen zuziehen und

auch ſeinen Abgang von Jena bewirken. Dieſe Begebenheit, die merkwürdigſte in Fichte's Leben, hat zugleich eine allgemeine Bedeutung, und wir dürfen nicht davon ſchweigen. Hier kommt auch Fichte's Anſicht von der Natur Gottes ganz eigentlich zur Sprache.

In der Zeitſchrift „Philoſophiſches Journal," welche Fichte damals herausgab, druckte er einen Aufſatz, betitelt „Entwickelung des Begriffs Religion," der ihm von einen gewiſſen Forberg, welcher Schullehrer zu Sahlfeld, eingeſendet worden. Dieſem Aufſatz fügte er noch eine kleine erläuternde Abhandlung hinzu, unter dem Titel: „Ueber den Grund unſeres Glaubens an eine göttliche Weltregierung."

Die beiden Stücke nun wurden von der kurſächſiſchen Regierung konfiszirt, unter dem Vorgeben, ſie enthielten Atheismus, und zugleich ging von Dresden aus ein Requiſitionsſchreiben an den Weimarſchen Hof, worin derſelbe aufgefordert wurde, den Profeſſor Fichte ernſtlich

zu beſtrafen. Der Weimarſche Hof hatte nun freilich von dergleichen Anſinnen ſich keineswegs irre leiten laſſen; aber da Fichte bei dieſem Vorfalle die größten Fehlgriffe beging, da er nämlich eine Appellazion an's Publikum ſchrieb, ohne ſeine offizielle Behörde zu berückſichtigen: ſo hat dieſe, die Weimarſche Regierung, verſtimmt und von Außen gedrängt, dennoch nicht vermeiden können, den in ſeinen Ausdrücken unvorſichtigen Profeſſor mit einer gelinden Rüge zu erquicken. Fichte aber, der ſich in ſeinem Rechte glaubte, wollte ſolche Rüge nicht geduldig hinnehmen und verließ Jena. Nach ſeinen damaligen Briefen zu ſchließen, wurmte ihn ganz beſonders das Verhalten zweier Männer, die, durch ihre amtliche Stellung, in ſeiner Sache beſonders wichtige Stimmen hatten, und dieſes waren S. Ehrwürdigen der Oberkonſiſtorialrath v. Herder und S. Excellenz der Geheime Rath v. Goethe. Aber beide ſind hinreichend zu entſchuldigen. Es iſt rührend, wenn man in Herder's hinterlaſſenen Briefen lieſ't, wie der

arme Herder ſeine liebe Noth hatte mit den Candidaten der Theologie, die, nachdem ſie in Jena ſtudirt, zu ihm nach Weimar kamen, um als proteſtantiſche Prediger examinirt zu werden. Ueber Chriſtus, den Sohn, wagte er im Examen ſie gar nicht mehr zu befragen; er war froh genug, wenn man ihm nur die Exiſtenz des Vaters zugeſtand. Was Goethe betrifft, ſo hat er ſich in ſeinen Memoiren über obiges Ereigniß folgendermaßen geäußert:

„Nach Reinhold's Abgang von Jena, der mit Recht als ein großer Verluſt für die Akademie erſchien, war mit Kühnheit, ja Verwegenheit, an ſeine Stelle Fichte berufen worden, der in ſeinen Schriften ſich mit Großheit, aber vielleicht nicht ganz gehörig über die wichtigſten Sitten- und Staatsgegenſtände erklärt hatte. Es war eine der tüchtigſten Perſönlichkeiten, die man je geſehen, und an ſeinen Geſinnungen im höheren Betracht nichts auszuſetzen; aber wie hätte er mit der Welt, die er als ſeinen

erſchaffenen Beſitz betrachtete, gleichen Schritt halten ſollen?

„Da man ihm die Stunden, die er zu öffentlichen Vorleſungen benutzen wollte, an Werktagen verkümmert hatte, ſo unternahm er Sonntags Vorleſungen, deren Einleitung Hinderniſſe fand. Kleine und größere daraus entſpringende Widerwärtigkeiten waren kaum, nicht ohne Unbequemlichkeit der oberen Behörden, getuſcht und geſchlichtet, als uns deſſen Aeußerungen über Gott und göttliche Dinge, über die man freilich beſſer ein tiefes Stillſchweigen beobachtet, von Außen beſchwerende Anregungen zuzogen.

„Fichte hatte in ſeinem philoſophiſchen Journal über Gott und göttliche Dinge auf eine Weiſe ſich zu äußern gewagt, welche den hergebrachten Ausdrücken über ſolche Geheimniſſe zu widerſprechen ſchien. Er ward in Anſpruch genommen; ſeine Vertheidigung

beſſerte die Sache nicht, weil er leidenſchaftlich zu Werke ging, ohne Ahnung, wie gut man dieſſeits für ihn geſinnt ſei, wie wohl man ſeine Gedanken, ſeine Worte auszulegen wiſſe, welches man freilich ihm nicht gerade mit dürren Worten zu erkennen geben konnte, und eben ſo wenig wie man ihm auf das Gelindeſte herauszuhelfen gedachte. Das Hin- und Widerreden, das Vermuthen und Behaupten, das Beſtärken und Entſchlieſſen wogte in vielfachen unſicheren Reden auf der Akademie in einander; man ſprach von einem miniſteriellen Vorhalt, von nichts Geringerem als einer Art Verweis, deſſen Fichte ſich zu gewärtigen hätte. Hierüber ganz außer Faſſung, hielt er ſich für berechtigt, ein heftiges Schreiben bei'm Miniſterium einzureichen, worin er jene Maßregel als gewiß vorausſetzend, mit Ungeſtüm und Trotz erklärte, er werde dergleichen niemals dulden, er werde lieber ohne Weiteres von der Akademie abziehen, und in ſolchem Falle nicht allein, indem

mehrere bedeutende Lehrer, mit ihm einſtimmig, den Ort zu verlaſſen gedächten.

„Hierdurch war nun auf einmal aller gegen ihn gehegte gute Wille gehemmt, ja paraliſirt: hier blieb kein Ausweg, keine Vermittlung übrig, und das Gelindeſte war, ihm ohne Weiteres ſeine Entlaſſung zu ertheilen. Nun erſt, nachdem die Sache ſich nicht mehr ändern ließ, vernahm er die Wendung, die man ihr zu geben im Sinne gehabt, und er mußte ſeinen übereilten Schritt bereuen, wie wir ihn bedauern."

Iſt das nicht wie er leibt und lebt, der miniſterielle, ſchlichtende, vertuſchende Goethe? Er rügt im Grunde nur, daß Fichte das geſprochen, was er dachte, und daß er es nicht in den hergebrachten verhüllenden Ausdrücken geſprochen. Er tadelt nicht den Gedanken, ſondern das Wort. Daß der Deismus in der deutſchen Denkerwelt ſeit Kant vernichtet ſei, war, wie ich ſchon einmal geſagt, ein Geheimniß, das jeder wußte, das man aber nicht laut auf dem Markte aus-

ſchreien ſollte. Goethe war ſo wenig Deiſt wie Fichte; denn er war Pantheiſt. Aber eben von der Höhe des Pantheismus konnte Goethe, mit ſeinem ſcharfen Auge, die Haltloſigkeit der Fichte'ſchen Philoſophie am beſten durchſchauen und ſeine milden Lippen mußten darob lächeln. Den Juden, was doch die Deiſten am Ende alle ſind, mußte Fichte ein Greuel ſeyn; dem großen Heiden war er blos eine Thorheit. „Der große Heide" iſt nämlich der Name, den man in Deutſchland dem Goethe beilegt. Doch iſt dieſer Name nicht ganz paſſend. Das Heidenthum des Goethe iſt wunderbar moderniſirt. Seine ſtarke Heidennatur bekundet ſich in dem klaren, ſcharfen Auffaſſen aller äußeren Erſcheinungen, aller Farben und Geſtalten; aber das Chriſtenthum hat ihn zu gleicher Zeit mit einer tieferen Verſtändniß begabt, trotz ſeines ſträubenden Widerwillens hat das Chriſtenthum ihn eingeweiht in die Geheimniſſe der Geiſterwelt, er hat vom Blute Chriſti genoſſen, und dadurch verſtand er die verborgenſten Stimmen

der Natur, gleich Siegfried, dem Nibelungenheld, der plötzlich die Sprache der Vögel verſtand, als ein Tropfen Blut des erſchlagenen Drachen ſeine Lippen benetzte. Es iſt merkwürdig, wie bei Goethe jene Heidennatur von unſerer heutigſten Sentimentalität durchdrungen war, wie der antique Marmor ſo modern pulſirte, und wie er die Leiden eines jungen Werther's eben ſo ſtark mitempfand, wie die Freuden eines alten Griechengottes. Der Pantheismus des Goethe iſt alſo von dem heidniſchen ſehr unterſchieden. Um mich kurz auszudrücken: Goethe war der Spinoza der Poeſie. Alle Gedichte Goethe's ſind durchdrungen von demſelben Geiſte, der uns auch in den Schriften des Spinoza anweht. Daß Goethe gänzlich der Lehre des Spinoza huldigte, iſt keinem Zweifel unterworfen. Wenigſtens beſchäftigte er ſich damit während ſeiner ganzen Lebenszeit; in dem Anfang ſeiner Memoiren, ſo wie auch in dem kürzlich erſchienenen letzten Bande derſelben, hat er ſolches freimüthig bekannt. Ich weiß nicht

mehr, wo ich es geleſen, daß Herder über dieſe beſtändige Beſchäftigung mit Spinoza, einſt übellaunig ausrief: wenn doch der Goethe einmal ein anderes lateiniſches Buch als den Spinoza in die Hand nähme! Aber dieſes gilt nicht blos von Goethe; noch eine Menge ſeiner Freunde, die ſpäter mehr oder minder als Dichter bekannt wurden, huldigten frühzeit dem Pantheismus, und dieſer blühte praktiſch in der deutſchen Kunſt, ehe er noch als philoſophiſche Theorie bei uns zur Herrſchaft gelangte. Eben zur Zeit Fichte's, als der Idealismus im Reiche der Philoſophie ſeine erhabenſte Blüthezeit feierte, ward er im Reiche der Kunſt gewaltſam zerſtört, und es entſtand hier jene berühmte Kunſtrevoluzion, die noch heute nicht beendigt iſt, und die mit dem Kampfe der Romantiker gegen das altklaſſiſche Regime, mit den Schlegel'ſchen Emeuten, anfängt.

•

In der That, unſere erſten Romantiker handelten aus einem pantheiſtiſchen Inſtinkt,

den ſie ſelbſt nicht begriffen. Das Gefühl, das ſie für Heimweh nach der katholiſchen Mutterkirche hielten, war tieferen Urſprungs als ſie ſelbſt ahnten, und ihre Verehrung und Vorliebe für die Ueberlieferungen des Mittelalters, für deſſen Volksglauben, Teufelthum, Zauberweſen, Hexerei . . . Alles das war eine bei ihnen plötzlich erwachte aber unbegriffene Zurückneigung nach dem Pantheismus der alten Germanen, und in der ſchnöde beſchmutzten und boshaft verſtümmelten Geſtalt liebten ſie eigentlich nur die vorchriſtliche Religion ihrer Väter. Hier muß ich erinnern an das erſte Buch, wo ich gezeigt wie das Chriſtenthum die Elemente der altgermaniſchen Religion in ſich aufgenommen, wie dieſe nach ſchmählichſter Umwandlung ſich im Volksglauben des Mittelalters erhalten haben, ſo daß der alte Naturdienſt als lauter böſe Zauberei, die alten Götter als lauter häßliche Teufel und ihre keuſchen Prieſterinnen als lauter ruchloſe Hexen betrachtet wurden. Die Verirrungen unſerer erſten Ro-

mantiker laſſen ſich von dieſem Geſichtspunkte aus etwas milder beurtheilen als es ſonſt geſchieht. Sie wollten das katholiſche Weſen des Mittelalters reſtauriren, weil ſie fühlten, daß von den Heiligthümern ihrer älteſten Väter, von den Herrlichkeiten ihrer früheſten Nazionalität, ſich noch manches darin erhalten hat; es waren dieſe verſtümmelten und geſchändeten Reliquien, die ihr Gemüth ſo ſympathetiſch anzogen, und ſie haßten den Proteſtantismus und den Liberalismus, die dergleichen mitſammt der ganzen katholiſchen Vergangenheit zu vertilgen ſtreben.

Doch darüber werde ich ſpäter ſprechen. Hier gilt es nur zu erwähnen, daß der Pantheismus ſchon zur Zeit Fichte's in die deutſche Kunſt eindrang, daß ſogar die katholiſchen Romantiker unbewußt dieſer Richtung folgten, und daß Goethe ſie am beſtimmteſten ausſprach. Dieſes geſchieht ſchon im Werther, wo er nach einer liebeſeligen Identifizirung mit der Natur ſchmachtet. Im Fauſt ſucht er ein

Verhältniß mit der Natur anzuknüpfen auf einem trotzig myſtiſchen, unmittelbaren Wege: er beſchwört die geheimen Erdkräfte, durch die Zauberformeln des Höllenzwangs. Aber am reinſten und lieblichſten beurkundet ſich dieſer Goethe'ſche Pantheismus in ſeinen kleinen Liedern. Die Lehre des Spinoza hat ſich aus der mathematiſchen Hülle entpuppt und umflattert uns als Goethe'ſches Lied. Daher die Wuth unſerer Orthodoxen und Pietiſten gegen das Goethe'ſche Lied. Mit ihren frommen Bärentatzen tappen ſie nach dieſem Schmetterling, der ihnen beſtändig entflattert. Das iſt ſo zart ätheriſch, ſo duftig beflügelt. Ihr Franzoſen könnt Euch keinen Begriff davon machen, wenn Ihr die Sprache nicht kennt. Dieſe Goethe'ſchen Lieder haben einen neckiſchen Zauber, der unbeſchreibbar. Die harmoniſchen Verſe umſchlingen dein Herz wie eine zärtliche Geliebte; das Wort umarmt dich, während der Gedanke dich küßt.

In Goethe's Betragen gegen Fichte, ſehen wir alſo keineswegs die häßlichen Motive, die von manchen Zeitgenoſſen mit noch häßlicheren Worten bezeichnet worden. Sie hatten die verſchiedene Natur beider Männer nicht begriffen. Die Mildeſten mißdeuteten die Paſſivität Goethe's, als ſpäter Fichte ſtark bedrängt und verfolgt wurde. Sie berückſichtigten nicht Goethe's Lage. Dieſer Rieſe war Miniſter in einem deutſchen Zwergſtaate. Er konnte ſich nie natürlich bewegen. Man ſagte von dem ſitzenden Jupiter des Phydias zu Olympia, daß er das Dachgewölbe des Tempels zerſprengen würde, wenn er einmal plötzlich aufſtünde. Dies war ganz die Lage Goethe's zu Weimar; wenn er aus ſeiner ſtillſitzenden Ruhe einmal plötzlich in die Höhe gefahren wäre, er hätte den Staatsgiebel durchbrochen, oder, was noch wahrſcheinlicher, er hätte ſich daran den Kopf zerſtoßen. Und dieſes ſollte er riskiren für eine Lehre, die nicht blos irrig, ſondern auch lächerlich?

Der deutſche Jupiter blieb ruhig ſitzen, und ließ ſich ruhig anbeten und beräuchern.

Es würde mich von meinem Thema zu ſehr entfernen, wollte ich vom Standpunkte damaliger Kunſtintereſſen aus, das Betragen Goethe's bei Gelegenheit der Anklage Fichte's noch gründlicher rechtfertigen. Für Fichte ſpricht nur, daß die Anklage eigentlich ein Vorwand war und das ſich politiſche Verhetzungen dahinter verbargen. Denn wegen Atheismus kann wohl ein Theolog angeklagt werden, weil er ſich verpflichtet hat beſtimmte Doktrinen zu lehren. Ein Philoſoph hat aber keine ſolche Verpflichtung eingegangen, kann ſie nicht eingehn, und ſein Gedanke iſt frei wie der Vogel in der Luft. — Es iſt vielleicht Unrecht, daß ich, theils um meine eigenen, theils um Anderer Gefühle zu ſchonen, nicht alles was jene Anklage ſelbſt begründete und rechtfertigte, hier mittheile. Nur eine von den mißlichen Stellen will ich aus dem inkulpirten Aufſatze hier verſetzen:

„— — Die lebendige und wirkende moraliſche Ordnung iſt ſelbſt Gott; wir bedürfen keines anderen Gottes und können keinen anderen faſſen. Es liegt kein Grund in der Vernunft aus jener moraliſchen Weltordnung herauszugehen und vermittelſt eines Schluſſes vom Begründeten auf den Grund noch ein beſonderes Weſen, als die Urſache deſſelben, anzunehmen; der urſprüngliche Verſtand macht ſonach dieſen Schluß ſicher nicht, und kennt kein ſolches beſonderes Weſen; nur eine ſich ſelbſt miſsverſtehende Philoſophie macht ihn. — —"

Wie es halsſtarrigen Menſchen eigenthümlich, ſo hat ſich Fichte in ſeiner Appellazion an das Publikum und ſeiner gerichtlichen Verantwortung noch derber und greller ausgeſprochen, und zwar mit Ausdrücken, die unſer tiefſtes Gemüth verletzen. Wir, die wir an einen wirklichen Gott glauben, der unſeren Sinnen in der unendlichen Ausdehnung, und unſerem Geiſte in dem unendlichen Gedanken ſich offenbart,

wir, die wir einen ſichtbaren Gott verehren in der Natur und ſeine unſichtbare Stimme in unſerer eigenen Seele vernehmen: wir werden widerwärtig berührt von den grellen Worten, womit Fichte unſeren Gott für ein bloßes Hirngeſpinnſt erklärt und ſogar ironiſirt. Es iſt zweifelhaft, in der That, ob es Ironie oder bloßer Wahnſinn iſt, wenn Fichte den lieben Gott von allem ſinnlichen Zuſatze ſo rein befreit, daß er ihm ſogar die Exiſtenz abſpricht, weil Exiſtiren ein ſinnlicher Begriff und nur als ſinnlicher möglich iſt! Die Wiſſenſchaftslehre, ſagt er, kennt kein anderes Seyn als das ſinnliche, und da nur den Gegenſtänden der Erfahrung ein Seyn zugeſchrieben werden kann, ſo iſt dieſes Prädikat bei Gott nicht zu gebrauchen. Demnach hat der Fichte'ſche Gott keine Exiſtenz, er iſt nicht, er manifeſtirt ſich nur als reines Handeln, als eine Ordnung von Begebenheiten, als ordo ordinans, als das Weltgeſetz.

Solchermaßen hat der Idealismus die Gottheit durch alle möglichen Abſtrakzionen ſo lange durchfiltrirt, bis am Ende gar nichts mehr von ihr übrig blieb. Jetzt, wie bei Euch an der Stelle eines Königs, ſo bei uns an der Stelle eines Gottes, herrſchte das Geſetz.

Was iſt aber unſinniger, eine loix athée, ein Geſetz, welches keinen Gott hat, oder ein Dieu-loix, ein Gott, der nur ein Geſetz iſt?

Der Fichte'ſche Idealismus gehört zu den koloſſalſten Irrthümern, die jemals der menſchliche Geiſt ausgeheckt. Er iſt gottloſer und verdammlicher als der plumpſte Materialismus. Was man Atheismus der Materialiſten hier in Frankreich nennt, wäre, wie ich leicht zeigen könnte, noch immer etwas Erbauliches, etwas Frommgläubiges, in Vergleichung mit den Reſultaten des Fichte'ſchen Transzendentalidealismus. So viel weiß ich, beide ſind mir zuwider. Beide Anſichten ſind auch antipoetiſch. Die franzöſiſchen Materialiſten haben eben ſo

ſchlechte Verſe gemacht, wie die deutſchen Transzendentalidealiſten. Aber ſtaatsgefährlich iſt die Lehre Fichte's keineswegs geweſen, und noch weniger verdiente ſie als ſtaatsgefährlich verfolgt zu werden. Um von dieſer Irrlehre mißleitet werden zu können, dazu bedurfte man eines ſpekulativen Scharfſinns, wie er nur bei wenigen Menſchen gefunden wird. Dem großen Haufen mit ſeinen tauſend dicken Köpfen war dieſe Irrlehre ganz unzugänglich. Die Fichte'ſche Anſicht von Gott hätte alſo auf razionellem, aber nicht auf polizeilichem Wege widerlegt werden müſſen. Wegen Atheismus in der Philoſophie angeklagt zu werden, war auch in Deutſchland ſo etwas Befremdliches, daß Fichte wirklich im Anfang gar nicht wußte, was man begehre. Ganz richtig ſagte er, die Frage, ob eine Philoſophie atheiſtiſch ſei oder nicht? klinge einem Philoſophen eben ſo wunderlich, wie etwa einem Mathematiker die Frage: ob ein Dreieck grün oder roth ſei?

Jene Anklage hatte alſo ihre verborgenen Gründe, und dieſe hat Fichte bald begriffen. Da er der ehrlichſte Menſch von der Welt war, ſo dürfen wir einem Briefe, worin er ſich gegen Reinhold über jene verborgenen Gründe ausſpricht, völligen Glauben ſchenken, und da dieſer Brief, datirt vom zweiundzwanzigſten Mai 1799, die ganze Zeit ſchildert und die ganze Bedrängniß des Mannes veranſchaulichen kann, ſo wollen wir einen Theil deſſelben hierherſetzen:

„Ermattung und Ekel beſtimmen mich zu dem Dir ſchon mitgetheilten Entſchluſſe, für einige Jahre ganz zu verſchwinden. Ich war, meiner damaligen Anſicht der Sache nach, ſogar überzeugt, daß dieſen Entſchluß die Pflicht fordere, indem bei der gegenwärtigen Gährung ich ohnedies nicht gehört werden, und die Gährung nur ärger machen würde, nach ein Paar Jahren aber, wenn die erſte Befremdung ſich gelegt, ich mit deſto größerem

Nachdruck ſprechen würde. — Ich denke jetzt anders. Ich darf jetzt nicht verſtummen; ſchweige ich jetzt, ſo dürfte ich wohl nie wieder an's Reden kommen. — Es war mir, ſeit der Verbindung Rußlands mit Oeſtreich, ſchon längſt wahrſcheinlich, was mir nunmehr durch die neueſten Begebenheiten, und beſonders ſeit dem gräßlichen Geſandtenmord (über den man hier jubelt, und über welchen S. und G. ausrufen: ſo iſt's recht, dieſe Hunde muß man todt ſchlagen) völlig gewiß iſt, daß der Despotismus ſich von nun an mit Verzweiflung vertheidigen wird, daß er durch Paul und Pitt konſequent wird, daß die Baſis ſeines Plans die iſt, die Geiſtesfreiheit auszurotten, und daß die Deutſchen ihm die Erreichung dieſes Zwecks nicht erſchweren werden.

„Glaube z. B. nicht, daß der Weimar'ſche Hof geglaubt hat, der Frequenz der Univerſität werde durch meine Gegenwart geſchadet werden; er weiß zu wohl das Gegentheil. Er hat

zufolge des allgemeinen, besonders von Kursachsen kräftigst ergriffenen Plans mich entfernen müssen. Burscher in Leipzig, ein Eingeweihter dieser Geheimnisse, ist schon gegen Ende des vorigen Jahrs eine ansehnliche Wette eingegangen, daß ich zu Ende dieses Jahrs Exulant seyn würde. Voigt ist durch Burgsdorf schon längst gegen mich gewonnen worden. Vom Departement der Wissenschaften zu Dresden ist bekannt gemacht worden, daß keiner, der sich auf die neuere Philosophie lege, befördert werden, oder, wenn er es schon ist, weiter rücken solle. In der Freischule zu Leipzig ist sogar die Rosenmüller'sche Aufklärung bedenklich gefunden; Luther's Katechismus ist neuerlich dort wieder eingeführt, und die Lehrer sind von neuem auf die symbolischen Bücher konfirmirt worden. Das wird weiter gehn und sich verbreiten. — — — In Summa: es ist nichts gewisser, als das Gewisseste, daß, wenn nicht die Franzosen die ungeheuerste Uebermacht erringen und in Deutschland, wenigstens einem

beträchtlichen Theile deſſelben, eine Veränderung durchſetzen, in einigen Jahren in Deutſchland kein Menſch mehr, der dafür bekannt iſt, in ſeinem Leben einen freien Gedanken gedacht zu haben, eine Ruheſtätte finden wird. — Es iſt mir alſo gewiſſer als das Gewiſſeſte, daß finde ich auch jetzt irgendwo ein Winkelchen, ich doch in einem, höchſtens in zwei Jahren wieder fortgejagt werden würde; und es iſt gefährlich ſich an mehreren Orten fortjagen zu laſſen; dies lehrt hiſtoriſch Rouſſeau's Beiſpiel.

„Geſetzt, ich ſchweige ganz, ſchreibe nicht das Geringſte mehr: wird man mich unter dieſer Bedingung ruhig laſſen? Ich glaube dies nicht, und geſetzt, ich könnte es von den Höfen hoffen, wird nicht die Geiſtlichkeit, wohin ich mich auch wende, den Pöbel gegen mich aufhetzen, mich von ihm ſteinigen laſſen, und nun — die Regierungen bitten, mich als einen Menſchen, der Unruhen erregt zu entfernen? Aber, darf ich dann ſchweigen? Nein,

das darf ich wahrlich nicht; denn ich habe Grund zu glauben, daß, wenn noch Etwas gerettet werden kann des deutſchen Geiſtes, es durch mein Reden gerettet werden kann, und durch mein Stillſchweigen die Philoſophie ganz und zu frühe zu Grunde gehen würde. Denen ich nicht zutraue, daß ſie mich ſchweigend würden exiſtiren laſſen, traue ich noch weniger zu, daß ſie mich werden reden laſſen.

„Aber ich werde ſie von der Unſchädlichkeit meiner Lehre überzeugen. — Lieber Reinhold, wie Du mir ſo gut von dieſen Menſchen denken kannſt! Je klarer ich werde, je unſchuldiger ich erſcheine, deſto ſchwärzer werden ſie und deſto größer wird überhaupt mein wahres Vergehen. Ich habe nie geglaubt, daß ſie meinen vorgeblichen Atheismus verfolgen; ſie verfolgen in mir einen Freidenker, der anfängt ſich verſtändlich zu machen, (Kant's Glück war ſeine Obſcurität) und einen verſchrieenen Demokraten; es erſchreckt ſie, wie

ein Geſpenſt, die Selbſtſtändigkeit, die, wie ſie dunkel ahnen, meine Philoſophie weckt."

Ich bemerke nochmals, daß dieſer Brief nicht von geſtern iſt, ſondern das Datum des 22. Mai 1799 trägt. Die politiſchen Verhältniſſe jener Zeit haben eine gar betrübende Aehnlichkeit mit den neueſten Zuſtänden in Deutſchland; nur daß damals der Freiheitsſinn mehr unter Gelehrten, Dichtern und ſonſtigen Literaten blühete, heutigen Tags aber unter dieſen viel minder, ſondern weit mehr in der großen aktiven Maſſe, unter Handwerkern und Gewerbsleuten ſich ausſpricht. Während zur Zeit der erſten Revoluzion die bleiern deutſcheſte Schlafſucht auf dem Volke laſtete, und gleichſam eine brutale Ruhe in ganz Germanien herrſchte, offenbarte ſich in unſerer Schriftwelt das wildeſte Gähren und Wallen. Der einſamſte Autor, der in irgend einem abgelegenen Winkelchen Deutſchlands lebte, nahm Theil an dieſer Bewegung; faſt ſympathetiſch, ohne von den

politiſchen Vorgängen genau unterrichtet zu ſeyn, fühlte er ihre ſociale Bedeutung, und ſprach ſie aus in ſeinen Schriften. Dieſes Phänomen mahnt mich an die großen Seemuſcheln, welche wir zuweilen als Zierrath auf unſere Kamine ſtellen, und die, wenn ſie auch noch ſo weit vom Meere entfernt ſind, dennoch plötzlich zu rauſchen beginnen, ſobald dort die Fluthzeit eintritt und die Wellen gegen die Küſte heranbrechen. Als hier in Paris, in dem großen Menſchen-Ocean, die Revoluzion losfluthete, als es hier brandete und ſtürmte, da rauſchten und brauſten jenſeits des Rheins die deutſchen Herzen . . . Aber ſie waren ſo iſolirt, ſie ſtanden unter lauter fühlloſem Porzellan, Theetaſſen und Kaffeekannen und chineſiſchen Pagoden, die mechaniſch mit dem Kopfe nickten, als wüßten ſie, wovon die Rede ſei. Ach! unſere armen Vorgänger in Deuſchland mußten für jene Revoluzionsſympathie ſehr arg büßen. Junker und Pfäffchen übten an ihnen ihre plumpſten und gemeinſten Tücken.

Einige von ihnen flüchteten nach Paris und ſind hier in Armuth und Elend verkommen und verſchollen. Ich habe jüngſt einen blinden Landsmann geſehen, der noch ſeit jener Zeit in Paris iſt; ich ſah ihn im Palais-Royal wo er ſich ein bischen an der Sonne gewärmt hatte. Es war ſchmerzlich anzuſehen, wie er blaß und mager war und ſich ſeinen Weg an den Häuſern weiter fühlte. Man ſagte mir, es ſei der alte däniſche Dichter Heyberg. Auch die Dachſtube habe ich jüngſt geſehen, wo der Bürger Georg Forſter geſtorben. Den Freiheitsfreunden, die in Deutſchland blieben, wäre es aber noch weit ſchlimmer ergangen, wenn nicht bald Napoleon und ſeine Franzoſen uns beſiegt hätten. Napoleon hat gewiß nie geahnt, daß er ſelber der Retter der Ideologie geweſen. Ohne ihn wären unſere Philoſophen mitſammt ihren Ideen durch Galgen und Rad ausgerottet worden. Die deutſchen Freiheitsfreunde jedoch, zu republikaniſch geſinnt, um dem Napoleon zu huldigen, auch zu großmüthig, um ſich der

Fremdherrſchaft anzuſchließen, hüllten ſich ſeitdem in ein tiefes Schweigen. Sie gingen traurig herum mit gebrochenen Herzen, mit geſchloſſenen Lippen. Als Napoleon fiel, da lächelten ſie, aber wehmüthig, und ſchwiegen; ſie nahmen faſt gar keinen Theil an dem patriotiſchen Enthuſiasmus, der damals, mit allerhöchſter Bewilligung, in Deutſchland emporjubelte. Sie wußten, was ſie wußten, und ſchwiegen. Da dieſe Republikaner eine ſehr keuſche, einfache Lebensart führen, ſo werden ſie gewöhnlich ſehr alt, und als die Julusrevoluzion ausbrach, waren noch viele von ihnen am Leben, und nicht wenig wunderten wir uns, als die alten Käuze, die wir ſonſt immer ſo gebeugt und faſt blödſinnig ſchweigend umherwandeln geſehen, jetzt plötzlich das Haupt erhoben, und uns Jungen freundlich entgegen lachten, und die Hände drückten, und luſtige Geſchichten erzählten. Einen von ihnen hörte ich ſogar ſingen; denn im Kaffeehauſe ſang er uns die Marſeiller Hymne vor, und wir lernten da die Melodie

und die ſchönen Worte, und es dauerte nicht lange, ſo ſangen wir ſie beſſer als der Alte ſelbſt; denn der hat manchmal in der beſten Strophe wie ein Narr gelacht, oder geweint wie ein Kind. Es iſt immer gut, wenn ſo alte Leute leben bleiben, um den Jungen die Lieder zu lehren. Wir Jungen werden ſie nicht vergeſſen, und einige von uns werden ſie einſt jenen Enkeln einſtudiren, die jetzt noch nicht geboren ſind. Viele von uns werden aber unterdeſſen verfault ſein, daheim im Gefängniſſe, oder auf einer Dachſtube in der Fremde.

Ich habe oben gezeigt, wie die Fichte'ſche Philoſophie aus den dünnſten Abſtrakzionen aufgebaut, dennoch eine eiſerne Unbeugſamkeit in ihren Folgerungen, die bis zur verwegenſten Spitze emporſtiegen, kund gab. Aber eines frühen Morgens erblicken wir in ihr eine große Veränderung. Das fängt an zu blümeln und zu flennen und wird weich und beſcheiden.

Aus dem idealiſtiſchen Titanen, der auf der Gedankenleiter den Himmel erklettert und mit kecker Hand in deſſen leere Gemächer herumgetaſtet: der wird jetzt etwas gebückt Chriſtliches, das viel von Liebe ſeufzt. Solches iſt nun die zweite Periode von Fichte, die uns hier wenig angeht. Sein ganzes Syſtem erleidet die befremdlichſten Modifikazionen. In jener Zeit ſchrieb er ein Buch, welches Ihr jüngſt überſetzt: „die Beſtimmung des Menſchen.“ Ein ähnliches Buch „Anweiſung zum ſeligen Leben“ gehört ebenfalls in jene Periode.

Fichte, der ſtarrſinnige Mann, wie ſich von ſelbſt verſteht, wollte dieſer eignen großen Umwandlung niemals eingeſtändig ſeyn. Er behauptete, ſeine Philoſophie ſei noch immer dieſelbe, nur die Ausdrücke ſeien verändert, verbeſſert; man habe ihn nie verſtanden. Er behauptete auch, die Naturphiloſophie, die damals in Deutſchland aufkam und den Idealismus verdrängte, ſei im Grunde ganz und

gar ſein eignes Syſtem, und ſein Schüler, Herr Joſeph Schelling, welcher ſich von ihm losgeſagt und jene neue Philoſophie eingeleitet, habe blos die Ausdrücke umgeſchaffen und ſeine alte Lehre nur durch unerquickliche Zuthat erweitert.

Wir gelangen hier zu einer neuen Phaſe des deutſchen Gedankens. Wir erwähnten die Namen Joſeph Schelling und Naturphiloſophie; da nun erſterer hier faſt ganz unbekannt iſt, und da auch der Ausdruck Naturphiloſophie nicht allgemein verſtanden wird, ſo habe ich beider Bedeutung zu erklären. Erſchöpfend können wir ſolches nun freilich nicht in dieſen Blättern; ein ſpäteres Buch werden wir einer ſolchen Aufgabe widmen. Nur einige eindringende Irrthümer wollen wir hier abweiſen, und nur der ſocialen Wichtigkeit der erwähnten Philoſophie einige Aufmerkſamkeit leihen.

Zuerſt iſt zu erwähnen, daß Fichte nicht ſo ganz Unrecht hat, wenn er eiferte des

Herrn Joſeph Schelling's Lehre ſei eigentlich die ſeinige, nur anders formulirt und erweitert. Eben ſo wie Herr Joſeph Schelling lehrte auch Fichte: es giebt nur ein Weſen, das Ich, das Abſolute; er lehrte Identität des Idealen und des Realen. In der Wiſſenſchaftslehre, wie ich gezeigt, hat Fichte durch intellektuelle Conſtrukzion aus dem Idealen das Reale konſtruiren wollen. Herr Joſeph Schelling hat aber die Sache umgekehrt: er ſuchte aus dem Realen das Ideale herauszudeuten. Um mich noch klarer auszudrücken: von dem Grundſatze ausgehend, daß der Gedanke und die Natur eins und daſſelbe ſeien, gelangt Fichte durch Geiſtesoperazion zur Erſcheinungswelt, aus dem Gedanken ſchafft er die Natur, aus dem Idealen das Reale; dem Herrn Schelling hingegen, während er von demſelben Grundſatz ausgeht, wird die Erſcheinungswelt zu lauter Ideen, die Natur wird ihm zum Gedanken, das Reale zum Idealen. Beide Richtungen, die von Fichte und die von Herrn Schelling,

ergänzen ſich daher gewiſſermaßen. Denn nach jenem erwähnten oberſten Grundſatze konnte die Philoſophie in zwei Theile zerfallen, und in dem einen Theile würde man zeigen: wie aus der Idee die Natur zur Erſcheinung kommt; in dem andern Theil würde man zeigen: wie die Natur ſich in lauter Ideen auflöſt. Die Philoſophie konnte daher zerfallen in tranzendentalen Idealismus und in Naturphiloſophie. Dieſe beiden Richtungen hat nun auch Herr Schelling wirklich anerkannt, und die letztere verfolgte er in ſeinen „Ideen zu einer Philoſophie der Natur" und erſtere in ſeinem Syſtem des tranzendentalen Idealismus.

Dieſe Werke, wovon das eine 1797 und das andere 1800 erſchien, erwähne ich nur deshalb, weil jene ergänzende Richtungen ſchon in ihrem Titel ausgeſprochen ſind, nicht weil etwa ein vollſtändiges Syſtem in ihnen enthalten ſei. Nein, dieſes findet ſich in keinem von Herrn Schelling's Büchern. Bei ihm giebt

es nicht, wie bei Kant und bei Fichte, ein Hauptbuch, welches als Mittelpunkt ſeiner Philoſophie betrachtet werden kann. Es wäre eine Ungerechtigkeit, wenn man Herrn Schelling nach dem Umfange eines Buches und nach der Strenge des Buchſtabens beurtheilen wollte. Man muß vielmehr ſeine Bücher chronologiſch leſen, die allmähliche Ausbildung ſeines Gedankens darin verfolgen, und ſich dann an ſeiner Grundidee feſthalten. Ja, es ſcheint mir auch nöthig, daß man bei ihm nicht ſelten unterſcheide, wo der Gedanke aufhört und die Poeſie anfängt. Denn Herr Schelling iſt eines von jenen Geſchöpfen, denen die Natur mehr Neigung zur Poeſie als poetiſche Potenz verliehen hat, und die, unfähig den Töchtern des Parnaſſus zu genügen, ſich in die Wälder der Philoſophie geflüchtet und dort mit abſtrakten Hamadryaden die unfruchtbarſte Ehe führen. Ihr Gefühl iſt poetiſch, aber das Werkzeug, das Wort, iſt ſchwach; ſie ringen vergebens nach einer Kunſtform, worin ſie ihre Gedanken

und Erkenntniſſe mittheilen können. Die Poeſie iſt Herrn Schelling's Force und Schwäche. Sie iſt es, wodurch er ſich von Fichte unterſcheidet, ſowohl zu ſeinem Vortheil als auch zu ſeinem Nachtheil. Fichte iſt nur Philoſoph und ſeine Macht beſteht in Dialektik und ſeine Stärke beſteht im Demonſtriren. Dieſes aber iſt die ſchwache Seite des Herrn Schelling, er lebt mehr in Anſchauungen, er fühlt ſich nicht heimiſch in den kalten Höhen der Logik, er ſchnappt gern über in die Blumenthäler der Symbolik, und ſeine philoſophiſche Stärke beſteht im Conſtruiren. Letzteres aber iſt eine Geiſtesfähigkeit, die bei den mittelmäßigen Poeten eben ſo oft gefunden, wie bei den beſten Philoſophen.

Nach dieſer letzteren Andeutung wird begreiflich, daß Herr Schelling in demjenigen Theile der Philoſophie, der blos tranzendentaler Idealismus iſt, nur ein Nachbeter von Fichte geblieben und bleiben mußte; daß er aber in

der Philoſophie der Natur, wo er unter Blumen und Sternen zu wirthſchaften hatte, gar gewaltig blühen und ſtrahlen mußte. Dieſe Richtung iſt daher nicht blos von ihm, ſondern auch von den gleichgeſtimmten Freunden vorzugsweiſe verfolgt worden, und der Ungeſtüm, der dabei zum Vorſchein kam, war gleichſam nur eine dichterlingſche Reakzion gegen die frühere abſtrakte Geiſteesphiloſophie. Wie freigelaſſene Schulknaben, die den ganzen Tag in engen Sälen unter der Laſt der Vokabeln und Chiffern geſeufzt, ſo ſtürmten die Schüler des Herrn Schelling hinaus in die Natur, in das duftende, ſonnige Reale, und jauchzten, und ſchlugen Burzelbäume, und machten einen großen Spektakel.

Der Ausdruck „die Schüler des Herrn Schelling" darf hier ebenfalls nicht in ſeinem gewöhnlichen Sinne genommen werden. Herr Schelling ſelber ſagt, nur in der Art der alten Dichter habe er eine Schule bilden

wollen, eine Dichterſchule, wo keiner an eine beſtimmte Doktrin und durch eine beſtimmte Disciplin gebunden iſt, ſondern wo jeder dem Geiſte gehorcht und jeder ihn in ſeiner Weiſe offenbart. Er hätte auch ſagen können, er ſtifte eine Prophetenſchule, wo die Begeiſterten zu prophezeien anfangen, nach Luſt und Laune, und in beliebiger Sprechart. Dies thaten auch wirklich die Jünger, die des Meiſters Geiſt angeregt, die beſchränkteſten Köpfe fingen an zu prophezeien, jeder in einer andern Zunge, und es entſtand ein großes Pfingſtfeſt in der Philoſophie.

Wie das Bedeutendſte und Herrlichſte zu lauter Mummenſchanz und Narrethei verwendet werden kann, wie eine Rotte von feigen Schälken und melancholiſchen Hanswürſten im Stande iſt, eine große Idee zu kompromittiren, das ſehen wir hier bei Gelegenheit der Naturphiloſophie. Aber das Ridikül, daß ihr die Prophetenſchule oder die Dichterſchule des Herrn Schelling be-

reitet, kommt wahrlich nicht auf ihre eigne Rechnung. Denn die Idee der Naturphiloſophie iſt ja im Grunde nichts anders, als die Idee des Spinoza, der Pantheismus.

Die Lehre des Spinoza und die Naturphiloſophie, wie ſie Schelling in ſeiner beſſeren Periode aufſtellte, ſind weſentlich eins und daſſelbe. Die Deuſchen, nachdem ſie den Locke'ſchen Materialismus verſchmäht und den Leibnitz'ſchen Idealismus bis auf die Spitze getrieben und dieſen ebenfalls unfruchtbar erfunden, gelangten endlich zu dem dritten Sohne des Descartes, zu Spinoza. Die Philoſophie hat wieder einen großen Kreislauf vollendet, und man kann ſagen, es ſei derſelbe, den ſie ſchon vor zweitauſend Jahren in Griechenland durchlaufen. Aber bei näherer Vergleichung dieſer beiden Kreisläufe zeigt ſich eine weſentliche Verſchiedenheit. Die Griechen hatten eben ſo kühne Skeptiker, wie wir, die Eleaten haben die Realität der Außenwelt eben ſo beſtimmt ge-

läugnet, wie unſere neueren Tranzendental-idealiſten. Plato hat eben ſo gut wie Herr Schelling in der Erſcheinungswelt die Geiſtes-welt wiedergefunden. Aber wir haben etwas voraus vor den Griechen, ſo wie auch vor den karteſianiſchen Schulen, wir haben etwas vor ihnen voraus, nämlich:

Wir begannen unſeren philoſophiſchen Kreis-lauf mit einer Prüfung der menſchlichen Er-kenntnißquellen, mit der Kritik der reinen Vernunft unſeres Immanuel Kant.

Bei Erwähnung Kant's kann ich obigen Betrachtungen hinzufügen, daß der Beweis für das Daſein Gottes, den derſelbe noch beſtehen laſſen, nämlich der ſogenannte moraliſche Beweis, von Herrn Schelling mit großem Eklat um-geſtoßen worden. Ich habe aber oben ſchon bemerkt, daß dieſer Beweis nicht von ſonderlicher Stärke war, und daß Kant ihn vielleicht nur aus Gutmüthigkeit beſtehen laſſen. Der Gott des Herrn Schelling iſt das Gott-Welt-All des

Spinoza. Wenigſtens war er es im Jahr 1801, im zweiten Bande der Zeitſchrift für ſpekulative Phyſik. Hier iſt Gott die abſolute Identität der Natur und des Denkens, der Materie und des Geiſtes, und die abſolute Identität iſt nicht Urſache des Welt-Alls, ſondern ſie iſt das Welt-All ſelbſt, ſie iſt alſo das Gott-Welt-All. In dieſem giebt es auch keine Gegenſätze und Theilungen. Die abſolute Identität iſt auch die abſolute Totalität. Ein Jahr ſpäter hat Herr Schelling ſeinen Gott noch mehr entwickelt, nämlich in einer Schrift, betitelt „Bruno, oder über das göttliche oder natürliche Prinzip der Dinge.“ Dieſer Titel erinnert an den edelſten Märtyrer unſerer Doktrin, Jordano Bruno von Nola, glorreichen Andenkens. Die Italiener behaupten, Herr Schelling habe dem alten Bruno ſeine beſten Gedanken entlehnt, und ſie beſchuldigen ihn des Plagiats. Sie haben Unrecht, denn es giebt kein Plagiat in der Philoſophie. Anno 1804 erſchien der Gott des Herrn Schelling endlich ganz fertig in einer Schrift, betitelt:

Philoſophie und Religion. Hier finden wir in ihrer Vollſtändigkeit die Lehre vom Abſoluten. Hier wird das Abſolute in drei Formeln ausgedrückt. Die erſte iſt die kathegoriſche: das Abſolute iſt weder das Ideale noch das Reale. (weder Geiſt noch Materie), ſondern es iſt die Identität beider. Die zweite Formel iſt die hypothetiſche: wenn ein Subjekt und ein Objekt vorhanden iſt, ſo iſt das Abſolute die weſentliche Gleichheit dieſer beiden. Die dritte Formel iſt die disjunktive: es iſt nur Ein Sein, aber dies Eine kann zu gleicher Zeit, oder abwechſelnd, als ganz ideal oder als ganz real betrachtet werden. Die erſte Formel iſt ganz negativ, die zweite ſetzt eine Bedingung voraus, die noch ſchwerer zu begreifen iſt, als das Bedingte ſelbſt, und die dritte Formel iſt ganz die des Spinoza: die abſolute Subſtanz iſt erkennbar entweder als Denken oder als Ausdehnung. Auf philoſophiſchem Wege konnte alſo Herr Schelling nicht weiter kommen als Spinoza, da nur unter der Form dieſer beiden Attribute, Denken und Aus-

dehnung, das Abſolute zu begreifen iſt. Aber Herr Schelling verläßt jetzt den philoſophiſchen Weg, und ſucht durch eine Art myſtiſcher Intuizion zur Anſchauung des Abſoluten ſelbſt zu gelangen, er ſucht es anzuſchauen in ſeinem Mittelpunkt, in ſeiner Weſenheit, wo es weder etwas Ideales iſt noch etwas Reales, weder Gedanken noch Ausdehnung, weder Subjekt noch Objekt, weder Geiſt noch Materie, ſondern . . . was weiß ich!

Hier hört die Philoſophie auf bei Herrn Schelling, und die Poeſie, ich will ſagen, die Narrheit, beginnt. Hier aber auch findet er den meiſten Anklang bei einer Menge von Faſelhänſen, denen es eben recht iſt, das ruhige Denken aufzugeben, und gleichſam jene Derwiſch Tourneurs nachzuahmen, die, wie unſer Freund Jüles David erzählt, ſich ſo lange im Kreiſe herumdrehen, bis ſowohl objektive wie ſubjektive Welt ihnen entſchwindet, bis beides zuſammenfließt in ein weißes Nichts, das weder real noch

ideal iſt, bis ſie etwas ſehen, was nicht ſichtbar, hören, was nicht hörbar, bis ſie Farben hören und Töne ſehen, bis ſich das Abſolute ihnen veranſchaulicht.

Ich glaube, mit dem Verſuch, das Abſolute intellektuell anzuſchauen, iſt die philoſophiſche Laufbahn des Herrn Schelling beſchloſſen. Ein größerer Denker tritt jetzt auf, der die Naturphiloſophie zu einem vollendeten Syſtem ausbildet, aus ihrer Syntheſe die ganze Welt der Erſcheinungen erklärt, die großen Ideen ſeiner Vorgänger durch größere Ideen ergänzt, ſie durch alle Disciplinen durchführt und alſo wiſſenſchaftlich begründet. Er iſt ein Schüler des Herrn Schelling, aber ein Schüler, der allmählich im Reiche der Philoſophie aller Macht ſeines Meiſters ſich bemeiſterte, dieſem herrſchſüchtig über den Kopf wuchs und ihn endlich in die Dunkelheit verſtieß. Es iſt der große Hegel, der größte Philoſoph, den Deutſchland ſeit Leibnitz erzeugt hat. Es iſt keine

Frage, daß er Kant und Fichte weit überragt. Er iſt ſcharf wie jener und kräftig wie dieſer, und hat dabei noch einen koſtituirenden Seelenfrieden, eine Gedankenharmonie, die wir bei Kant und Fichte nicht finden, da in dieſen mehr der revoluzionäre Geiſt waltet. Dieſen Mann mit Herrn Joſeph Schelling zu vergleichen, iſt gar nicht möglich; denn Hegel war ein Mann von Charakter. Und wenn er auch, gleich Herrn Schelling, dem Beſtehenden in Staat und Kirche einige allzubedenkliche Rechtfertigungen verlieh, ſo geſchah dieſes doch für einen Staat, der dem Prinzip des Fortſchrittes wenigſtens in der Theorie huldigt, und für eine Kirche, die das Prinzip der freien Forſchung als ihr Lebenselement betrachtet; und er machte daraus kein Hehl, er war aller ſeiner Abſichten eingeſtändig. Herr Schelling hingegen windet ſich wurmhaft in den Vorzimmern eines ſowohl praktiſchen wie theoretiſchen Abſolutismus, und er handlangert in der Jeſuitenhöhle, wo Geiſtesfeſſeln geſchmiedet werden; und dabei will er uns weiß machen, er

ſei noch immer unverändert derſelbe Lichtmenſch, der er einſt war, er verläugnet ſeine Verläugnung, und zu der Schmach des Abfalls fügt er noch die Feigheit der Lüge!

Wir dürfen es nicht verhehlen, weder aus Pietät, noch aus Klugheit, wir wollen es nicht verſchweigen: der Mann, welcher einſt am kühnſten in Deutſchland die Religion des Pantheismus ausgeſprochen, welcher die Heiligung der Natur und die Wiedereinſetzung des Menſchen in ſeine Gottesrechte am lauteſten verkündet, dieſer Mann iſt abtrünnig geworden von ſeiner eigenen Lehre, er hat den Altar verlaſſen, den er ſelber eingeweiht, er iſt zurückgeſchlichen in den Glaubensſtall der Vergangenheit, er iſt jetzt gut katholiſch und predigt einen außerweltlichen, perſönlichen Gott, „der die Thorheit begangen habe, die Welt zu erſchaffen.“ Mögen immerhin die Altgläubigen ihre Glocken läuten und Kyrie Eleiſon ſingen, ob ſolcher Bekehrung — es beweiſt aber nichts für ihre Meinung, es beweiſt

nur, daß der Menſch ſich dem Katholizismus zuneigt, wenn er müde und alt wird, wenn er ſeine phyſiſchen und geiſtigen Kräfte verloren, wenn er nicht mehr genießen und denken kann. Auf dem Todtenbette ſind ſo viele Freidenker bekehrt worden — aber macht nur kein Rühmens davon! Dieſe Bekehrungsgeſchichten gehören höchſtens zur Pathologie und würden nur ſchlechtes Zeugniß geben für Eure Sache. Sie beweiſen am Ende nur, daß es Euch nicht möglich war, jene Freidenker zu bekehren, ſo lange ſie mit geſunden Sinnen unter Gottes freiem Himmel umherwandelten und ihrer Vernunft völlig mächtig waren.

Ich glaube, Ballanche ſagt: es ſei ein Naturgeſetz, daß die Inizіatoren gleich ſterben müſſen, ſobald ſie das Werk der Inizіazion vollbracht haben. Ach! guter Ballanche, das iſt nur zum Theil wahr, und ich möchte eher behaupten: wenn das Werk der Inizіazion vollbracht iſt, ſtirbt der Inizіator — oder er

wird abtrünnig. Und ſo können wir vielleicht das ſtrenge Urtheil, welches das denkende Deutſchland über Herrn Schelling fällt, einigermaßen mildern; wir können vielleicht die ſchwere, dicke Verachtung, die auf ihm laſtet, in ſtilles Mitleid verwandeln, und ſeinen Abfall von der eigenen Lehre erklären wir nur als eine Folge jenes Naturgeſetzes, daß derjenige, der an das Ausſprechen oder an die Ausführung eines Gedankens alle ſeine Kräfte hingegeben, nachher, wenn er dieſen Gedanken ausgeſprochen oder ausgeführt hat, erſchöpft dahinſinkt, dahinſinkt entweder in die Arme des Todes oder in die Arme ſeiner ehemaligen Gegner.

Nach ſolcher Erklärung begreifen wir vielleicht noch grellere Phänomene des Tages, die uns ſo tief betrüben. Wir begreifen dadurch vielleicht, warum Männer, die für ihre Meinung alles geopfert, die dafür gekämpft und gelitten, endlich wenn ſie geſiegt hat, die Meinung verlaſſen und in's feindliche Lager hinübertreten!

Nach ſolcher Erklärung darf ich auch darauf aufmerkſam machen, daß nicht blos Herr Joſeph Schelling, ſondern gewiſſermaßen auch Fichte und Kant des Abfalls zu beſchuldigen ſind. Fichte iſt noch zeitig genug geſtorben, ehe ſein Abfall von der eigenen Philoſophie allzu eklatant werden konnte. Und Kant iſt der Kritik der reinen Vernunft ſchon gleich untreu geworden, indem er die Kritik der praktiſchen Vernunft ſchrieb. Der Iniziator ſtirbt — oder wird abtrünnig.

Ich weiß nicht, wie es kommt, dieſer letzte Satz wirkt ſo melancholiſch zähmend auf mein Gemüth, daß ich in dieſem Augenblick nicht im Stande bin, die übrigen herben Wahrheiten, die den heutigen Herrn Schelling betreffen, hier mitzutheilen. Laßt uns lieber jenen ehemaligen Schelling preiſen, deſſen Andenken unvergeßlich blüht in den Annalen des deutſchen Gedankens; denn der ehemalige Schelling repräſentirt eben ſo wie Kant und Fichte, eine der großen Phaſen

unſerer philoſophiſchen Revoluzion, die ich in dieſen Blättern mit den Phaſen der politiſchen Revoluzion Frankreichs verglichen habe. In der That, wenn man in Kant die terroriſtiſche Convenzion und in Fichte das Napoleoniſche Kaiſerreich ſieht, ſo ſieht man in Herrn Schelling die reſtaurirende Reaktion, welche hierauf folgte. Aber es war zunächſt ein Reſtauriren im beſſeren Sinne. Herr Schelling ſetzte die Natur wieder ein in ihre legitimen Rechte, er ſtrebte nach einer Verſöhnung von Geiſt und Natur, er wollte beide wieder vereinigen in der ewigen Weltſeele. Er reſtaurirte jene große Naturphiloſophie, die wir bei den altgriechiſchen Philoſophen finden, die erſt durch Sokrates mehr in's menſchliche Gemüth ſelbſt hineingeleitet wird, und die nachher in's Ideelle verfließt. Er reſtaurirte jene große Naturphiloſophie, die, aus der alten, pantheiſtiſchen Religion der Deutſchen heimlich emporkeimend, zur Zeit des Parazelſus die ſchönſten Blüthen verkündete, aber durch den eingeführten Carteſianismus

erdrückt wurde. Ach! und am Ende reſtaurirte er Dinge, wodurch er auch im ſchlechten Sinne mit der franzöſiſchen Reſtaurazion verglichen werden kann. Doch da hat ihn die öffentliche Vernunft nicht länger geduldet, er wurde ſchmählich herabgeſtoßen vom Throne des Gedankens, Hegel, ſein Major Domus, nahm ihm die Krone vom Haupt, und ſchor ihn, und der entſetzliche Schelling lebte ſeitdem wie ein armſeliges Mönchlein zu München, einer Stadt, welche ihren pfäffiſchen Charakter ſchon im Namen trägt und auf Latein monacho monachorum heißt. Dort ſah ich ihn geſpenſtiſch herumſchwanken mit ſeinen großen blaſſen Augen und ſeinem niedergedrückten, abgeſtumpften Geſichte, ein jammervolles Bild heruntergekommener Herrlichkeit. Hegel aber ließ ſich krönen zu Berlin, leider auch ein bischen ſalben, und beherrſchte ſeitdem die deutſche Philoſophie.

Unſere philoſophiſche Revoluzion iſt beendigt. Hegel hat ihren großen Kreis ge-

ſchloſſen. Wir ſehen ſeitdem nur Entwicklung und Ausbildung der naturphiloſophiſchen Lehre. Dieſe iſt, wie ich ſchon geſagt, in alle Wiſſenſchaften eingedrungen und hat da das Außerordentlichſte und Großartigſte hervorgebracht. Viel Unerfreuliches, wie ich ebenfalls angedeutet, mußte zugleich an's Licht treten. Dieſe Erſcheinungen ſind ſo vielfältig, daß ſchon zu ihrer Aufzählung ein ganzes Buch nöthig wäre. Hier iſt die eigentlich intereſſante und farbenreiche Partie unſerer Philoſophiegeſchichte. Ich bin jedoch überzeugt, daß es den Franzoſen nützlicher iſt von dieſer Partie gar nichts zu erfahren. Denn dergleichen Mittheilungen könnten dazu beitragen, die Köpfe in Frankreich noch mehr zu verwirren; manche Sätze der Naturphiloſophie, aus ihrem Zuſammenhang geriſſen, könnten bei Euch großes Unheil anrichten. So viel weiß ich, wäret Ihr vor vier Jahren mit der deutſchen Naturphiloſophie bekannt geweſen, ſo hättet Ihr nimmermehr die

Juliusrevoluzion machen können. Zu dieſer That gehörte ein Konzentriren von Gedanken und Kräften, eine edle Einſeitigkeit, ein ſüffiſanter Leichtſinn, wie deſſen nur Eure alte Schule geſtattet. Philoſophiſche Verkehrtheiten, womit man die Legitimität und die katholiſche Inkarnazionslehre allenfalls vertreten konnte, hätten Eure Begeiſterung gedämpft, Euren Muth gelähmt. Ich halte es daher für welthiſtoriſch wichtig, daß Euer großer Eklektiker, der Euch damals die deutſche Philoſophie lehren wollte, auch nicht das mindeſte davon verſtanden hat. Seine providenzielle Unwiſſenheit war heilſam für Frankreich und für die ganze Menſchheit.

Ach, die Naturphiloſophie, die in manchen Regionen des Wiſſens, namentlich in den eigentlichen Naturwiſſenſchaften, die herrlichſten Früchte hervorgebracht, hat in anderen Regionen das verderblichſte Unkraut erzeugt. Während Oken, der genialſte Denker und einer der

größten Bürger Deutſchlands, ſeine neuen Ideenwelten entdeckte und die deutſche Jugend für die Urrechte der Menſchheit, für Freiheit und Gleichheit, begeiſterte: ach! zu derſelben Zeit dozirte Adam Müller die Stallfütterung der Völker nach naturphiloſophiſchen Prinzipien; zu derſelben Zeit predigte Herr Görres den Obſcurantismus des Mittelalters, nach der naturwiſſenſchaftlichen Anſicht, daß der Staat nur ein Baum ſei und in ſeiner organiſchen Gliederung auch einen Stamm, Zweige und Blätter haben müſſe, welches alles ſo hübſch in der Korporazions-Hierarchie des Mittelalters zu finden ſei; zu derſelben Zeit proklamirte Herr Steffens das philoſophiſche Geſetz, wonach der Bauernſtand ſich von dem Adelſtand dadurch unterſcheidet, daß der Bauer von der Natur beſtimmt ſei zu arbeiten ohne zu genießen, der Adelige aber berechtigt ſei zu genießen ohne zu arbeiten; — ja, vor einigen Monaten, wie man mir ſagt, hat ein Kraut-

junker in Weſtphalen, ein Hans Narr, ich glaube mit dem Zunamen Harthauſen, eine Schrift herausgegeben, worin er die königlich preußiſche Regierung angeht, den konſequenten Parallelismus, den die Philoſophie im ganzen Weltorganismus nachweiſt, zu berückſichtigen, und die politiſchen Stände ſtrenger abzuſcheiden, denn wie es in der Natur vier Elemente gebe, Feuer, Luft, Waſſer und Erde, ſo gebe es auch vier analoge Elemente in der Geſellſchaft, nämlich Adel, Geiſtlichkeit, Bürger und Bauern.

Wenn man ſolche betrübende Thorheiten aus der Philoſophie emporſproſſen und zu ſchädlichſter Blüthe gedeihen ſah; wenn man überhaupt bemerkte, daß die deutſche Jugend, verſenkt in metaphyſiſchen Abſtrakzionen, der nächſten Zeitintereſſen vergaß und untauglich wurde für das praktiſche Leben: ſo mußten wohl die Patrioten und Freiheitsfreunde einen

gerechten Unmuth gegen die Philoſophie empfinden, und Einige gingen ſo weit, ihr, als einer müßigen, nutzloſen Luftfechterei, ganz den Stab zu brechen.

Wir werden nicht ſo thörigt ſein, dieſe Malkontenten ernſthaft zu widerlegen. Die deutſche Philoſophie iſt eine wichtige das ganze Menſchengeſchlecht betreffende Angelegenheit, und erſt die ſpäteſten Enkel werden darüber entſcheiden können, ob wir dafür zu tadeln oder zu loben ſind, daß wir erſt unſere Philoſophie und hernach unſere Revoluzion ausarbeiteten. Mich dünkt, ein methodiſches Volk wie wir, mußte mit der Reformazion beginnen, konnte erſt hierauf ſich mit der Philoſophie beſchäftigen, und durfte nur nach deren Vollendung zur politiſchen Revoluzion übergehen. Dieſe Ordnung finde ich ganz vernünftig. Die Köpfe, welche die Philoſophie zum Nachdenken benutzt hat, kann die Revoluzion nachher zu beliebigen

Zwecken abſchlagen. Die Philoſophie hätte aber nimmermehr die Köpfe gebrauchen können, die von der Revoluzion, wenn dieſe ihr vorherging, abgeſchlagen worden wären. Laßt Euch aber nicht bange ſeyn, Ihr deutſchen Republikaner; die deutſche Revoluzion wird darum nicht milder und ſanfter ausfallen, weil ihr die Kant'ſche Kritik, der Fichte'ſche Tranzendental-Idealismus und gar die Naturphiloſophie vorausging. Durch dieſe Doktrinen haben ſich revoluzionäre Kräfte entwickelt, die nur des Tages harren, wo ſie hervorbrechen und die Welt mit Entſetzen und Bewunderung erfüllen können. Es werden Kantianer zum Vorſchein kommen, die auch in der Erſcheinungswelt von keiner Pietät etwas wiſſen wollen, und erbarmungelos, mit Schwert und Beil, den Boden unſeres europäiſchen Lebens durchwühlen, um auch die letzten Wurzeln der Vergangenheit auszurotten. Es werden bewaffnete Fichteaner auf den Schauplatz treten, die in

ihrem Willens-Fanatismus, weder durch Furcht noch durch Eigennutz zu bändigen ſind; denn ſie leben im Geiſt, ſie trotzen der Materie, gleich den erſten Chriſten, die man ebenfalls weder durch leibliche Qualen noch durch leibliche Genüſſe bezwingen konnte; ja, ſolche Tranzendental-Idealiſten wären bei einer geſellſchaftlichen Umwälzung ſogar noch unbeugſamer als die erſten Chriſten, da dieſe die irdiſche Marter ertrugen, um dadurch zur himmliſchen Seligkeit zu gelangen, der Tranzendental-Idealiſt aber die Marter ſelbſt für eitel Schein hält und unerreichbar iſt in der Verſchanzung des eigenen Gedankens. Doch noch ſchrecklicher als Alles wären Naturphiloſophen, die handelnd eingriffen in eine deutſche Revoluzion und ſich mit dem Zerſtörungswerk ſelbſt identifiziren würden. Denn wenn die Hand des Kantianers ſtark und ſicher zuſchlägt, weil ſein Herz von keiner tradizionellen Ehrfurcht bewegt wird; wenn der Fichteaner muthvoll jeder Gefahr trotzt, weil ſie für ihn

in der Realität gar nicht exiſtirt: ſo wird der Naturphiloſoph dadurch furchtbar ſein, daß er mit den urſprünglichen Gewalten der Natur in Verbindung tritt, daß er die dämoniſchen Kräfte des altgermaniſchen Pantheismus beſchwören kann, und daß in ihm jene Kampfluſt erwacht, die wir bei den alten Deutſchen finden, und die nicht kämpft, um zu zerſtören, noch um zu ſiegen, ſondern blos um zu kämpfen. Das Chriſtenthum hat jene brutale, germaniſche Kampfluſt einigermaßen beſänftigt, konnte ſie jedoch nicht zerſtören, und wenn einſt der zähmende Talisman, das Kreuz, zerbricht, dann raſſelt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unſinnige Berſerkerwuth, wovon die nordiſchen Dichter ſo viel ſingen und ſagen. Jener Talisman iſt morſch, und kommen wird der Tag, wo er kläglich zuſammenbricht. Die alten ſteinernen Götter erheben ſich dann aus dem verſchollenen Schutt, und reiben ſich den tauſendjährigen Staub aus den

Augen, und Thor mit dem Rieſenhammer ſpringt endlich empor und zerſchlägt die gothiſchen Dome. Wenn Ihr dann das Gepolter und Geklirre hört, hütet Euch, Ihr Nachbarskinder, Ihr Franzoſen, und miſcht Euch nicht in die Geſchäfte, die wir zu Hauſe in Deutſchland vollbringen. Es könnte Euch ſchlecht bekommen. Hütet Euch, das Feuer anzufachen, hütet Euch, es zu löſchen. Ihr könntet Euch leicht an den Flammen die Finger verbrennen. Lächelt nicht über meinen Rath, den Rath eines Träumers, der Euch vor Kantianern, Fichteanern und Naturphiloſophen warnt. Lächelt nicht über den Phantaſten, der im Reiche der Erſcheinungen dieſelbe Revoluzion erwartet, die im Gebiete des Geiſtes ſtatt gefunden. Der Gedanke geht der That voraus, wie der Blitz dem Donner. Der deutſche Donner iſt freilich auch ein Deutſcher und iſt nicht ſehr gelenkig, und kommt etwas langſam

herangerollt; aber kommen wird er, und wenn Ihr es einſt krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeſchichte gekracht hat, ſo wißt: der deutſche Donner hat endlich ſein Ziel erreicht. Bei dieſem Geräuſche werden die Adler aus der Luft todt niederfallen, und die Löwen in der fernſten Wüſte Afrika's werden die Schwänze einkneifen, und ſich in ihren königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutſchland, wogegen die franzöſiſche Revolution nur wie eine harmloſe Idylle erſcheinen möchte. Jetzt iſt es freilich ziemlich ſtill: und geberdet ſich auch dort der Eine oder der Andere etwas lebhaft, ſo glaubt nur nicht, dieſe würden einſt als wirkliche Akteure auftreten. Es ſind nur die kleinen Hunde, die in der leeren Arena herumlaufen und einander anbellen und beißen, ehe die Stunde erſcheint,

wo dort die Schaar der Gladiatoren anlangt, die auf Tod und Leben kämpfen ſollen.

Und die Stunde wird kommen. Wie auf den Stufen eines Amphitheaters werden die Völker ſich um Deutſchland herumgruppiren, um die großen Kampfſpiele zu betrachten. Ich rathe Euch, Ihr Franzoſen, verhaltet Euch alsdann ſehr ſtille, und bei Leibe! hütet Euch, zu applaudiren. Wir könnten Euch leicht mißverſtehen und Euch, in unſerer unhöflichen Art, etwas barſch zur Ruhe verweiſen; denn wenn wir früherhin, in unſerem ſervil verdroſſenen Zuſtande Euch manchmal überwältigen konnten, ſo vermöchten wir es noch weit eher im Uebermuthe des Freiheitsrauſches. Ihr wißt ja ſelber, was man in einem ſolchen Zuſtande vermag, — und Ihr ſeid nicht mehr in einem ſolchen Zuſtande. Nehmt Euch in Acht! Ich meine es gut mit Euch, und deshalb ſage ich

Euch die bittere Wahrheit. Ihr habt von dem befreiten Deutſchland mehr zu befürchten, als von der ganzen heiligen Allianz mit ſammt allen Kroaten und Koſaken. Denn erſtens liebt man Euch nicht in Deutſchland; welches faſt unbegreiflich iſt, da Ihr doch ſo liebenswürdig ſeid, und Euch, bei Eurer Anweſenheit in Deutſchland ſo viel Mühe gegeben habt, wenigſtens der beſſern und ſchönern Hälfte des deutſchen Volks zu gefallen. Und wenn dieſe Hälfte Euch auch liebte, ſo iſt es doch eben diejenige Hälfte, die keine Waffen trägt, und deren Freundſchaft Euch alſo wenig frommt. Was man eigentlich gegen Euch vorbringt, habe ich nie begreifen können. Einſt, im Bierkeller zu Göttingen, äußerte ein junger Altdeutſcher, daß man Rache an den Franzoſen nehmen müſſe für Conradin von Staufen, den ſie zu Neapel geköpft. Ihr habt das gewiß längſt vergeſſen. Wir aber vergeſſen nichts. Ihr

ſeht, wenn wir mal Luſt bekommen, mit Euch anzubinden, ſo wird es uns nicht an triftigen Gründen fehlen. Jedenfalls rathe ich Euch, daher auf Eurer Hut zu ſeyn. Es mag in Deutſchland vorgehen, was da wolle, es mag der Kronprinz von Preußen oder der Doktor Wirth zur Herrſchaft gelangen, haltet Euch immer gerüſtet, bleibt ruhig auf Eurem Poſten ſtehen, das Gewehr im Arm. Ich meine es gut mit Euch, und es hat mich ſchier erſchreckt, als ich jüngſt vernahm, Eure Miniſter beabſichtigten, Frankreich zu entwaffnen.

Da Ihr, trotz Eurer jetzigen Romantik, geborne Klaſſiker ſeid, ſo kennt Ihr den Olymp. Unter den nackten Göttern und Göttinnen, die ſich dort, bei Nektar und Ambroſia, erluſtigen, ſeht Ihr eine Göttin, die, obgleich umgeben von ſolcher Freude

und Kurzweil, dennoch immer einen Panzer trägt und den Helm auf dem Kopf und den Speer in der Hand behält.

Es iſt die Göttin der Weisheit.